

hEft

für literatur, stadt und alltag

#38 · Oktober 2014



**DAS
MUST-READ
DES
JAHRES!**



ISDN 47-11-0815-SOS-007

**ENDLICH
AUF DER
THEATER-
BÜHNE!**



„EPOCHAL!“

ANONYM

Der Überraschungserfolg von Salina B. Selleria – schon vor Verkaufsbeginn ein Bestseller! Selten waren sich die Kritiker so einig und so voller Euphorie.

„Himmlisch! Herzerreißend! Höllisch gut!“

FREGATTE

„Nie konnte man so viel Gehaltvolles zwischen den Zeilen lesen.“

DANA SCHRECK

„Dieses Buch ist kalte Dusche und Wärmflasche, Kurzweile und Dauerweile, Kaugummi und Auster zugleich.“

QUALLE-KATALOG

„TRAUMA AUF TRAUNDORN“

~ inszeniert von C. W. Olafson ~

einige Aufführung: 10. Oktober 2014, 20.00 Uhr
Textil-Festival, Erfurt, Alte Salinenschule

Die Autorin bei



> www.facebook.com/selleriesellera

Impressum

hEft für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 38 (10. Jg.), Oktober 2014 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.500 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, IBAN: DE 83 820 700 24 0165 430 000, BIC: DEUTDE33HAN // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide, Caroline Hemmann, Kerstin Wölke, Jörg Engelmann // Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Peter Lauensteiner, Paul-Ruben Mundthal // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: Jessy Asmus // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 4 und 11 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 19. Dezember; Redaktions- und Anzeigenschluß: 21. November // hEft wird gefördert durch die Landeshauptstadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.

Stadt & Alltag

- 4 Schöne Aussicht
- 5 Der Bahnhof im Kiez
- 7 Stadtteilzentrum Herrenberg
- 8 Katharina Bendixen und Mario Osterland im Gespräch
- 11 Fünf Fragen an: Ulrich von Hutten
- 12 Fragmente aus der Abseitsfalle
- 13 Im Interview: Nancy Hüniger
- 15 Literaturbüro
- 16 Rezension: Glänze, Gespenst!
- 17 Termine
- 18 Talknoten
- 19 Aus der Provinz: Tabarz
- 23 Im Interview: Kapelle Petra
- 25 Antifaschistischer und antirassistischer Ratschlag in Erfurt

- 26 Fotostrecke

Literatur Stilles Örtchen

- 32 All die Dinge
- 35 Prosa-Miniaturen
- 36 Kacketische Klovolution
- 38 The Loo
- 42 Illes Störtchen
- 43 mein stiller ort
- 44 Milch
- 48 es gibt einen ort irgendwo
- 49 Neon und Schmutz

- 51 Autor/innenverzeichnis

Liebe Leserin, lieber Leser,

Lokus, Thron, Abort, Pissoir, Toilette – das sind nur einige der vielen Synonyme für den Ort, an dem wir uns täglich aufhalten, in der Regel sogar mehrmals. Hier geht man einem der grundlegenden individuellen Bedürfnisse nach. Meist ist man dabei allein – und schweigt. Ein stilles Örtchen eben. Das Thema dieser Ausgabe ist aber weitaus vielschichtiger, wie die Texte unserer Autorinnen und Autoren im Literaturteil ab Seite 32 beweisen. Stille Örtchen gibt es da zuhauf: das Wohnzimmer, der Strand, die Höhle. Und still geht's da auch nicht immer zu. Aber, lasst euch überraschen.

Überraschungen hält auch das diesjährige Textil-Festival der jungen Literatur in Thüringen bereit. Am 10. und 11. Oktober gibt's feine Lesungen, Bestseller-Theater, Literarisches Terzett, Kapelle Petra, Textil-Werkstatt und vieles mehr. Mit dabei sein wird auch die wunderbare Salina B. Sellaria, die mit ihrem Roman »Blond mit blauer Strähne« gerade ein umjubeltes Debüt vorgelegt hat. Bei uns wird sie nicht nur Autogramme geben. Mehr gibt's unter www.facebook.com/selleriesellera – und das komplette Programm unter www.textil-festival.de.

Schließlich möchten wir noch auf einen weiteren Schwerpunkt dieser hEFt-Nummer verweisen – das Thema Heimat. Dass eine Auseinandersetzung damit nicht immer rückwärts gewandt und dumpf daher kommen muss, zeigt zum einen das Gespräch zwischen der Erfurter Stadtschreiberin 2014, Katharina Bendixen, und Mario Osterland ab Seite 8; und zum anderen unsere Reportage über einen der zehn beliebtesten Kurorte der DDR, über Tabarz (ab Seite 19).

Wir wünschen eine entspannte Lektüre!

Die Redaktion

hEFt in die Hand

Offene Redaktion am 29. Oktober // 19:30 Uhr
Weinstein Le Bar, Kleine Arche 1

Offenes Büro immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr
Alte Salinenschule, Salinenstraße 141



Das Cover dieser Ausgabe gestaltete Jessy Asmus. Sie ist Bachelor of Fine Arts und absolviert derzeit ein Masterstudium in Weimar.

/// www.dieschwarzegans.tumblr.com

Schöne Aussicht

Blond mit blauer Strähne

.....

23. September 2015, Erfurt: Salina B. Sellaria irisiert, schildert. Salina, der bezaubernde Star am Buchhimmel. Im Norden Erfurts geboren. Über der ganzen Welt strahlend. Ihre Person übertrifft die literarische Größe ihrer Figuren durch eine unfassbare Komplexität.

Man glaubt, Frau B. Sellaria zuletzt vor zwei Jahren gesehen zu haben. Da signierte sie beim Textil-Festival in Erfurt noch schüchtern die erste Auflage ihres Debüts »Blond mit blauer Strähne«, jenen Roman, der so unheimlich, liebevoll, schön und intensiv wie das Leben selbst ist: »Und dann stand ich auf dieser grauenvollen Fähre, die uns zu dem Ort der Feier bringen sollte. Ein kleines Schloss auf einer einsamen Insel, nur wir Gäste. Und zurückfahren konnten wir erst am nächsten Tag, wenn die Fähre uns wieder abholen würde«.

Nach dem Textil-Festival im Oktober 2014 war es nicht mehr möglich, Salina für ein Interview zu gewinnen. Sie reiste und las, nicht selten an fünf verschiedenen Orten, auf fünf verschiedenen Kontinenten gleichzeitig. Da nicht davon auszugehen ist, dass sie eine Zeitmaschine benutzt, stehen wir vor einem Rätsel. Wer ist Salina B. Sellaria? Dass es sich um ein Autorenkollektiv handelt, ist unwahrscheinlich, da ihr Stil sich ohne Brüche durch den Roman zieht, und die Handlung so gestrickt ist, dass die Leser, von der ersten Seite an gefangen, sich ihr atemlos ergeben.

Der Roman wurde mittlerweile in 6.500 Sprachen übersetzt und ist als Adaption auf den größten Bühnen der Welt zu sehen. »Traundorn« nannte Salina den Ort der Handlung. Traundorn ist überall. In uns und in jeder Stadt. Das, von der Gera seit April künstlich umspülte Erfurter Standesamt wurde Modell für Standesämter weltweit, nicht nur in Hochwassergebieten. Braut, Bräutigam, deren Freunden und Verwandten soll es so nicht möglich sein, den Ort der Trauung zu betreten und zu verlassen, ohne kalte Füße zu kriegen. Wenn sie Glück haben, ist unter den Gästen eine betrunkene, blonde Frau mit blauer Strähne. /// kw

Alles nach Plan

.....

16. September 2019, Erfurt: Bei der Landtagswahl am vergangenen Sonntag hat eine Mehrheit der Thüringer/innen die amtierende Regierung im Amt bestätigt. Das Ergebnis kam nicht überraschend, es ist angesichts der Ereignisse um die Landtagswahl im Jahr 2014 und die anschließende Regierungskrise dennoch bemerkenswert. Niemand in Thüringen wird diese Bilder vergessen: brennende Mülltonnen, Menschen auf Barrikaden, besetzte Banken – in den Parks und in der Innenstadt. Auf der verzweifelten Suche nach einem guten Ausgang versprach die geschäftsführende Regierung der meuternden Masse einen Volksentscheid, in dem über die zukünftige Regierungsform in Thüringen abgestimmt werden sollte.

Das Ergebnis war sensationell: 25 Jahre nach der Bananenrevolution entschieden sich die Thüringer/innen für den planmäßigen Aufbau des Sozialismus im Freistaat und beauftragten gleichzeitig Lieberknecht, Bausewein und Ramelow mit der Umsetzung. Der Anfang war nicht leicht: Mehrere Versuche des Triumvirats, das Ergebnis des Volksentscheides vor dem Verfassungsgericht in Karlsruhe anzufechten, blieben erfolglos, da das Grundgesetz keine spezifische Regierungsform für die Bundesländer vorschreibt. Schließlich wurden alle Animositäten rechts liegen gelassen. Legendarisch inzwischen die Pressekonferenz nach den ersten einhundert Tagen der Legislaturperiode: Auf die Frage eines Pressevertreters aus dem nichtsozialistischen Bundesgebiet, wann man denn in Thüringen endlich die Absicht habe, eine Mauer zu errichten, antwortete Lieberknecht gelassen: »Warum sollten wir eine Mauer errichten? Weshalb sollten wir Menschen davon abhalten, am Aufbau des Sozialismus in Thüringen mitzuarbeiten?«

Inzwischen hat sich in Thüringen viel verändert und Frau Lieberknecht hat das »er« aus ihrem Namen gestrichen. Sogar der ehemalige Pfarrer und Bundespräsident Jockel Gauck fand unlängst lobende Worte. Aus gut informierten Kreisen heißt es außerdem, Gauck habe sich erfolgreich seine russophoben Ressentiments therapieren lassen und halte sich derzeit in Moskau auf, wo er seine Russischkenntnisse auffrische, um einen der großen Klassiker des Genres im Original lesen und vielleicht sogar verstehen zu können. /// nu

Der Bahnhof im Kiez

Seit einiger Zeit wartet die Erfurter »Vinyl-Szene« gespannt darauf, dass Joschi Korte und das Woodstock in den Nordbahnhof umziehen. Zum Jahresende soll es endlich soweit sein. Doch das ist nur der Anfang. Ein Gastbeitrag von Andreas Kehrer, der sich beim journalistischen Online-Projekt Local Times Erfurt engagiert

Die 12-Inch-Schallplatte misst etwa 30 cm Durchmesser, ist aber nicht mal einen halben Zentimeter dick. Joschi nimmt sie behutsam aus der Hülle. Die schwarze Scheibe biegt sich leicht in seinen Händen. »Das ist eine aus den 70er Jahren« sagt er, während er sie auf den sich drehenden Plattenteller legt. »Die Scheiben aus den 70ern sind nämlich dünner. Damals gab es eine große Ölkrise und da wurde auch am Vinyl gespart.« Er setzt die Nadel auf, es kratzt in den Boxen, dann erklingt Musik im Woodstock, dem kleinen Plattenladen in der Webergasse.

Doch das wird nicht mehr lange so sein. Denn Joschi Korte zieht um. In den alten Nordbahnhof, irgendwo dort am Ende der Magdeburger Allee, wo der Stadtteil Ilversgehofen in den Stadtteil Hohenwinden übergeht. In dem alten Bahnhofsgelände entsteht etwas. Es ist aktuell vielleicht das bemerkenswerteste Kulturprojekt der Stadt Erfurt. Kein großer Verein, keine städtische Förderung, nur Joschi Korte und ein paar engagierte Jugendliche, die hier ein kulturelles Zentrum schaffen wollen.

»Hier kommt die Bar hin«, erzählt mir Joschi und schreit einen Eckbereich ab. Wir stehen im Erdgeschoss des Nordbahnhofs, wo später Partys stattfinden sollen. Der Boden ist mit Baustaub bedeckt, Bretter liegen herum, hier und da stehen Farbeimer. »Und da drüben«, er zeigt zum Eingangsbereich, »kommt dann das hier hin«. An die Wand gelehnt steht ein altes Fenster mit Sprechöffnung, das früher zum Fahrkartenschalter des Bahnhofs gehört haben muss. »Damit bauen wir den Eingangsbereich. Wir wollen dann Eintrittskarten verkaufen, die wie Fahrscheine aussehen.«

Tickets wie Fahrkarten, nur eine von vielen kreativen Ideen, die hier Gestalt annehmen sollen. Als mich Joschi durch die sanierungsbedürftigen Räume des Nordbahnhofs führt, wird mir langsam klar, wie viel Potenzial in diesem Projekt steckt. Noch müssen hier Wände verputzt, Kabel verlegt, Treppengeländer verschraubt und allerhand mehr Dinge getan werden. Im Nordbahnhof aber entsteht ein kulturelles Zentrum, wo Jung und Alt zusammen kommt und wo vor allem die Musik ein Zuhause findet. Joschi möchte hier Konzerte veranstalten, mit kleinen, unbekannten Bands aus aller Welt: »Ich hab ja schon im Woodstock dauernd Konzerte gehabt. Es war klein, eng und schön. Die meisten Bands ziehen ja auch nicht mehr als 50 bis 100 Leute. Aber die Bands kommen aus der ganzen Welt, ziehen

rum, sie wissen auch, dass sie von der Musik nie leben können. Aber sie werden ihr ganzes Leben lang davon zehren, Europa gesehen, schöne Konzerte und Musik gemacht zu haben.« Und das ist doch alles, worum es geht.

Für Joschi Korte und den neugegründeten Nordbahnhof e.V., indem sich ausschließlich junge Leute engagieren, ist der Nordbahnhof eine Herzensangelegenheit. Es geht hier nicht um Profit, höchstens darum, dass sich das Projekt selbst trägt. Joschis Bruder ist dafür in Vorleistung gegangen. Für 50.000 Euro kaufte er den alten Bahnhof. Ähnlich viel wird er noch einmal für die Sanierung aufbringen. Er glaubt an Joschis Projekt und unterstützt seinen Bruder wo er kann.

Bis zum Jahresende möchte Joschi das Woodstock in den Nordbahnhof verlegt haben. Dann werden Plattenliebhaber nach Ilversgehofen pilgern, um neue Schätze für ihre Sammlungen zu ergattern. Wenn alles klappt sind bis Ende 2015 die Club- und Café-Räume fertig. Dann werden Konzerte, Partys, aber auch Lesungen und andere kulturelle Veranstaltungen im Nordbahnhof stattfinden. Auch die Kunst wird dabei nicht zu kurz kommen: Eine Wand des Bahnhofs will Joschi den Graffiti-Sprayern der Stadt zur Verfügung stellen. Grundsätzlich scheint alles, was mit Kunst und Kultur zu tun hat, denkbar.

Mit Joschi Korte hat der Nordbahnhof einen Besitzer, der fast allem gegenüber aufgeschlossen ist. Obwohl er schon 57 ist, bemüht er sich nicht aus der Zeit zu fallen: »Jede Institution hat doch das Problem, dass sie an sich festhält und sich irgendwann nicht mehr für was Neues öffnet. Und dann wird es alt. Würde ich mich bei der Musik nicht immer wieder damit beschäftigen, wo der Trend hingeht und wo was Neues kommt, dann gäbe es mich schon lange nicht mehr. Dann wäre ich ein Secondhand-Laden, so wie 80 bis 85 % der anderen Plattenläden. Das sind alles Secondhand-Läden, weil die Besitzer musikalisch stehen geblieben sind. Die können mit Hip-Hop und den modernen Musikrichtungen nichts anfangen.«

Seit fast 25 Jahren verkauft Joschi schon Platten. Wenn das Woodstock in der Webergasse zum Ende des Jahres schließt, endet damit auch eine Ära. Sie endet, damit etwas Neues beginnen kann und auch das macht den Nordbahnhof zu einem besonderen Projekt. Viele haben den neuen Standort in Ilversgehofen schon kritisiert. Gerade für einen Laden sei die Lage doch wichtig, sagen sie. Joschi



hingegen sieht das anders. Er ist zuversichtlich, mit dem Nordbahnhof eine Entwicklung zu begleiten, die schon längst im Norden von Erfurt begonnen hat. »Ich glaube, hier entsteht ein richtiger kleiner Kiez«, sagt er, als wir nach unserem Rundgang wieder im Obergeschoss im zukünftigen Plattenladen stehen. Er schaut aus dem Fenster in seine neue Nachbarschaft. »Die alternative Szene ist schon hier, die Punks waren hier schon immer, und ich bin davon überzeugt: hier entsteht etwas.« Er hat sichtlich Spaß daran, ein Teil dieser Entwicklung zu sein.

Während Joschi ein Regal lackiert, erzählt er mir, dass er auch schon zweimal beim Oberbürgermeister war, um mit ihm über den Stadtteil zu sprechen. Er habe Andreas Bausewein darauf aufmerksam gemacht, dass es fatal wäre, auch Ilversgehofen zu verscherbeln. »Ich meine«, setzt er an, »wir müssen ja nicht die gleichen Fehler machen, wie andere Großstädte, die dann eine schöne Szene dadurch zerstören, dass sie abverkauft wird.« Andreasvorstadt, Brühlervorstadt, Daberstädt, Löbervorstadt – allesamt gentrifiziert. In Ilversgehofen solle das nicht auch noch passieren. »Was hat dir Bausewein denn geantwortet?«, hake ich neugierig nach. »Ach«, stöhnt Joschi und winkt mit dem Pinsel in der Hand ab. Farbe spritzt umher. »Der hat mir nicht zugehört, aber sei's drum!«

Ob mit oder ohne Unterstützung vom Oberbürgermeister, der Nordbahnhof wird schon bald auf sich aufmerksam machen und sich dann vielleicht auch Gehör verschaffen. Spätestens wenn das Woodstock zum Ende des Jahres eingezogen ist und Joschi seine Schallplatten auflegt, wird es in Ilversgehofen noch ein bisschen lauter und bunter werden, hier im Erfurter Kiez.



Ein Neuanfang für das STZ Herrenberg

Im tiefsten Erfurter Südosten, umschlossen von einer Sportplatzanlage, einem alten Friedhof und unzähligen Wohnblocks, liegt es: das Stadtteilzentrum Herrenberg. Am 1. August öffnete es seine Pforten für die Öffentlichkeit. Kein stilles Örtchen also, wie Medienpädagogin und Projektkoordinatorin Marie Bielefeld erklärt

Anders als die regionale Presse titelt, besitzt das Stadtteilzentrum oder kurz STZ Herrenberg ein Konzept, welches zunächst einmal schlicht klingt, das sich beim genaueren Nachdenken aber als äußerst ausgefeilt erweist: Es bietet eine Hilfestellung sowie Räumlichkeiten zur Selbstwirksamkeit der Bevölkerung.

Dieser Ort ist nicht einfach nur ein Punkt, an dem sich Leute zu Kaffee, Kuchen und Diavorträgen treffen. Vielmehr beabsichtigt das Stadtteilzentrum Menschen, die dieselben Interessen haben, zusammenzubringen, damit sie langfristig ihren Lebensbereich und Stadtteil selbstständig gestalten. Marie Bielefeld sieht sich in diesem Zusammenhang als eine Art Lot-sin, die verschiedene Menschen oder Talente koordiniert, um sie zu eigenverantwortlichem Engagement anzuregen.

Menschen, die ins STZ Herrenberg kommen, sind logischerweise neugierig, was hier angeboten wird. Sie haben dabei die Möglichkeit, an laufenden Kursen teilzunehmen oder eigene Veranstaltungsreihen ins Leben zu rufen. Marie Bielefeld nennt das einfach: Man kann hier machen. Bislang gibt es eine regelmäßig stattfindende Tanzgruppe für Standard- und lateinamerikanische Tänze, eine Bastelgruppe und ein Seniorenkreis. Außerdem haben sich mehrere Handwerker zusammengefunden, die Gegenstände reparieren. Wer ins Stadtteilzentrum kommt, fühlt sich schnell heimisch. Nicht selten kommt es vor, dass die kostenlos zur Verfügung stehenden Räume mit Materialien gestaltet werden, die vom Veranstalter mitgebracht wurden.

Mitmachen und Mitgestalten sind hier nicht nur erwünscht, sondern Bedingung für das STZ Herrenberg – Hauptanliegen des Trägervereins Plattform e.V. Dieser fördert mehrere sozio-kulturelle Projekte in Thüringens Landeshauptstadt. Um junge wie auch alte Menschen dazu zu motivieren, gibt es neben den Veranstaltungen auch eine brandneue Internetpräsenz. Darüber hinaus ist eine Kooperation mit der Wohnungsbau-genossenschaft vor Ort geplant. Das Stadtteilzentrum will am Herrenberg Knotenpunkt zwischen Einkauf, Bahn und Wohnraum sein.

Indem die Bewohner aufgefordert werden, aktiv in ihrem Stadtteil mitzuwirken, wird auch beabsichtigt, ihnen die Leitung des Stadtteilzentrums in naher Zukunft zu übertragen. Davor ist es allerdings wichtig, die Bewohner mit der Funktion des Gebäudes vertraut zu machen: Das STZ Herrenberg ist unparteiisch, aber dennoch politisch. Ein Widerspruch?

Das Stadtteilzentrum bietet zum einen neben Kursen und Veranstaltungen einen Raum gegen Abgrenzung und Menschenfeindlichkeit. Es ist ein Ort für offene Menschen und für diejenigen, die Hilfe oder Schutz suchen. Das STZ Herrenberg ist somit klar gegen rechts gerichtet, obwohl es keine linke Einrichtung ist. Zum anderen vertritt das Stadtteilzentrum voll und ganz die Interessen der Bevölkerung. Es ist eine Anlaufstelle für politische Belange der Bewohner und bietet eine öffentliche Plattform für förderbare Projekte. Parallel zum Stadtteilzentrum läuft zudem eine wissenschaftliche Studie. Sie analysiert die Wünsche und Bedürfnisse der Anwohner, ob und inwiefern ein Mitspracherecht, ein konkretes Mitwirken bei der Gestaltung des eigenen Stadtteils besteht.

Nun ist das Mitwirken des hEFT-Leser/innen gefragt, denn das STZ Herrenberg ist auf der Suche nach einem Namen. Drei Dinge sind dabei zu berücksichtigen: Der neue Name soll erstens kurz bzw. einprägsam sein, zweitens soll er einen Bezug zum Stadtteil bzw. Gebäude haben und drittens soll der neue Name neutral, also für alle ansprechend sein. Bis zum 31. Oktober können Namensvorschläge per E-Mail an info@stz-herrenberg.de eingesendet werden. Wer sich inspirieren lassen möchte, kann gerne montags bis freitags von 13 bis 18 Uhr im STZ Herrenberg, Stieler Straße 3, vorbeikommen. /// Jörg Engelmann

www.stz-herrenberg.de



Foto: Jörg Engelmann



Im Mittelpunkt stehen nicht Orte, sondern Ereignisse

Katharina Bendixen ist in Leipzig geboren und aufgewachsen, hat als Stadtschreiberin vier Monate in Erfurt gelebt und ist dann nach Leipzig zurückgekehrt. Mario Osterland ist in Mühlhausen/Thür. geboren und in einem nahegelegenen Dorf aufgewachsen, hat in Leipzig studiert und ist nach seinem Studium nach Erfurt gezogen. Für das hEFt haben die beiden Autoren über den Begriff Heimat, über die Unterschiede zwischen Sachsen und Thüringen und das Autorentdasein gesprochen



Katharina Bendixen: Was hältst du von dem Begriff Heimat?

Mario Osterland: Schwierige Frage. Der Begriff ist ziemlich besetzt.

Bendixen: Mir fällt da zuerst Heimatpflege ein. Neulich bin ich auf dem Hauptfriedhof auf ein Denkmal gestoßen, auf dem in großen Lettern stand: Die Heimat bleibt unvergessen! Darunter standen alle Regionen, aus denen die Deutschen nach dem Krieg geflohen sind. Vielleicht habe ich aus diesem Grund Skrupel, den Begriff zu verwenden. Oder ich habe kein Gefühl für Heimat, das kann auch sein. Irgendwie ist mir dieser Begriff sehr fern.

Osterland: Mich stört es, dass so etwas immer auf das Dritte Reich projiziert wird. Es ist doch blöd, wenn wir von den Nazis immer noch unser Denken blockieren lassen! Auch für mich ist Heimat konservativ besetzt, aber das fängt früher an: Über dem Sofa hängt ein Ölschinken mit einem röhrenden Hirsch. Ich glaube, dieser Begriff ist so seltsam, weil er vieles ausdrücken will: einerseits etwas Schönes, eine Art Halt, andererseits die Enge, die uns dazu bringt, in die Welt zu ziehen. Ich hatte immer diese Fluchtgedanken. Du wahrscheinlich nicht, du hast die Welt vor der Haustür.

Bendixen: Ich glaube, man kann auch in Leipzig sehr provinziell leben. Die Welt, das ist ja eine Denkhaltung, zu der man finden muss. Aber es stimmt, ich dachte erst nach dem Studium, dass ich weggehen sollte. Bloß wohin? Ich wusste keine Alternative zu Leipzig. Wie war es, als Thüringer nach Leipzig zu kommen? Hast du dich fremd gefühlt?

Osterland: Nein, weil ich sehr bewusst nach Leipzig gezogen bin. Außerdem glaube ich nicht, dass ich eine Thüringer Mentalität habe.

Bendixen: Was ist eine Thüringer Mentalität?

Osterland: Eigentlich widerstreben mir solche pauschalen Urteile, aber wenn du fragst: Die Sachsen kommen mir doch entspannter vor. Thüringer wirken oft etwas brummig und maulfaul. Vielleicht habe ich in meinem Alltag bisher nur die falschen getroffen. Aber natürlich bin ich mit einer großen Neugier nach Leipzig gekommen, deshalb sind mir dort offene Menschen begegnet.

Bendixen: Seltsam, ich würde genau das Gegenteil sagen. Ich finde die Sachsen unfreundlicher. Aber natürlich bin ich als Stadtschreiberin in einer künstlichen Situation. Ich kann zu den Leuten gehen und sagen: Guten Tag, würden Sie mir Ihren Lieblingsort zeigen? In Leipzig wäre das absurd. Wie entdeckst du eigentlich die Stadt? Ich glaube, ohne den Stadtschreiber-Bonus fände ich das gar nicht so leicht.

Osterland: Meine Freundin und ich leben hier einfach das Leben, was wir auch in Leipzig hatten, zum Beispiel gehen wir in Independent-Kinos ...

Bendixen: ... in das eine ...

Osterland: ... immerhin gibt es eines! Und wir sind sehr an

Altstädten interessiert, das ist in Erfurt natürlich toll. Die Altstadt ist etwas, was mir in Leipzig wirklich gefehlt hat. Da ist die Altstadt weder alt noch sehr lebendig. Man geht nur dorthin, wenn man etwas zu erledigen hat. Dass hier alles konzentrierter ist, gefällt mir. Abends schlendert man durch die Gassen und findet seine Kneipe schnell.

Bendixen: Das gefällt mir auch, aber Jahre könnte ich es hier nicht aushalten. Wenn man sich abends treffen will, gibt es – das sagen auch die Erfurter – genau zwei nette Kneipen. Dadurch haben es neue Orte natürlich leichter. Aber ein bisschen bedrückend finde ich das schon. Ich will das jetzt nicht mit einer Leipziger Überheblichkeit sagen. Aber diese Stadtviertelstruktur in Leipzig liegt mir mehr.

Osterland: Man kann das doch auch als Chance begreifen. In Leipzig habe ich mir zum Beispiel immer eine echte Stammkneipe gewünscht. Neulich, als wir im »Steinhaus« waren, haben sich an den Tischen rund um uns immer wieder Leute dazugesetzt. Anscheinend haben sich da alle gekannt, das fand ich großartig. Das passiert in Leipzig nicht so oft.

Bendixen: Auch das finde ich eher bedrückend. Jeder, den ich in Erfurt kennenlerne, kennt garantiert schon alle anderen, die ich bisher kennengelernt habe. Für meine vier Monate hier ist das natürlich genial, so habe ich ganz leicht Anschluss gefunden. Auf Dauer kommt mir das aber etwas starr vor. Selbst die Erfurter sagen, dass überall dieselben hundert Menschen sind, ob bei critical mass oder bei einer Lesung.

Osterland: Aber das ist kein Problem der Stadt, das ist ein Szeneproblem. Auf Lesungen sieht man in Leipzig auch immer dieselben Gesichter. Vielleicht finde ich den Stadtwechsel deshalb ganz gut. Bei mir ist eine Aufbruchsstimmung entstanden, die ich auch fürs Schreiben nutzen kann.

Bendixen: Fällt dir das Schreiben in der fremden Umgebung leichter?

Osterland: Mir ist relativ egal, wo mein Schreibtisch steht. Zur Zeit arbeite ich an Kurzgeschichten, und wenn ich mich an einer Idee festgebissen habe, dann bin ich drin. Aber ich merke, dass die Aufbruchsstimmung mich motiviert. Die Ortsveränderung wirkt sich positiv auf mein Schreiben aus.

Bendixen: Mir geht es mit fremden Orten ähnlich. Das liegt aber eher daran, dass die Ablenkungen geringer sind. Meine Freunde sind nicht da, ich habe keine Arzttermine, nicht diesen ganzen Kram, den man zu Hause erledigen muss.

Osterland: Fühlst du dich durch so ein Stipendium nicht sehr verpflichtet?

Bendixen: Mein erstes Stipendium hatte ich 2008, und ich habe gedacht, jetzt muss ich etwas ganz Tolles schreiben. Natürlich habe ich nur Mist produziert. Mittlerweile hat sich das eingespiegelt. Trotzdem empfinde ich noch sehr viel Druck, weil ich mir die Zeit zum Schreiben sonst abknappen muss. Ich denke immer noch, jetzt muss ich



alles schreiben, was ich zu schreiben habe, denn wer weiß, wie es nach dem Stipendium weitergeht? Da entstehen seltsame Denkschleifen, die sich nicht so einfach lösen lassen. Aber ich will mich nicht beschweren, das ist natürlich auch eine sehr privilegierte Situation. Trotzdem bin ich froh, jetzt wieder nach Leipzig zurückzukehren. Zwei Jahre lang war ich mit Stipendien unterwegs, jetzt ist es genug.

Osterland: Mir kommt dieses Stipendiensystem manchmal weltfremd vor. Es berücksichtigt nicht, dass die Autoren außer ihrem Künstlerleben noch ein anderes Leben haben. Das ist eine völlig überholte Vorstellung davon, wie Kunst entsteht.

Bendixen: Wobei ich einen Stadtschreiberposten sinnvoller finde, als die Autoren in irgendein Dorf zu schicken. Als Stadtschreiberin bringe ich mich in die freie Kulturszene ein. Obwohl mir mein Posten hier manchmal eher wie ein Medienereignis vorkommt als wie eine richtige Stelle, von der ich etwas bewegen kann. Die Kulturszene hat mich sehr offen empfangen, aber abseits der Szene kommt niemand auf mich zu. Ich weiß nicht, ob die Erfurter überhaupt wissen, dass ihre Stadt alle drei Jahre einen Stadtschreiber hat. Ich finde, so ein Posten hat nur Sinn, wenn ein Stadtschreiber die Stadt wirklich begleiten kann.

Katharina Bendixen, geboren 1981, studierte Buchwissenschaft und Hispanistik in Leipzig und Alicante und lebt als freie Autorin in Leipzig. 2009 erschien ihr Debüt »Der Whiskyflaschenbaum« (poetenladen), 2012 folgte der zweite Band mit Erzählungen »Gern, wenn du willst« (poetenladen). Von Mai bis August 2014 war sie Stadtschreiberin in Erfurt.

Mario Osterland, geboren 1986, studierte Germanistik, Komparatistik und Kunstgeschichte in Leipzig. In diesem Jahr erschien sein Debüt »In Paris. Prosagedichte« (parasitenpresse). Seit dem Sommer lebt er als freier Autor, Journalist und Blogger in Erfurt.

Osterland: Wirst du jetzt über Erfurt schreiben?

Bendixen: Das weiß ich noch nicht. So richtig planen kann man das ja nicht. Vielleicht ergibt es sich, vielleicht nicht. Wie ist das bei dir eigentlich mit Paris gewesen? In deinem Buch geht es doch um Paris.

Osterland: Ja, mein Debüt versammelt elf Texte über Paris, aber das war auch nicht unbedingt geplant. Tatsächlich bin ich nur zweimal in Paris gewesen. Einmal auf einer Studienexkursion, das waren zehn sehr intensive Tage, die wir hauptsächlich in Museen verbracht haben, und einmal als Tourist. Beim zweiten Mal ist mir eine Bank mit Rentnerinnen aufgefallen, die alle grau gekleidet waren. Um sie herum wuselten die Tauben, ebenfalls ganz in grau. Ich dachte, die Frauen auf den Bänken sehen genau aus wie die Vögel. Das ist keine große Poesie, aber daraus ist der erste Text entstanden. Den fand ich ganz gut, und ich habe beschlossen, mir ein Paris-Album zu schreiben. Die Texte gaukeln nicht vor, dass ich die Stadt wirklich kenne. Es sind eher Touristentexte, selbst die französischen Einsprengsel sind, glaube ich, eher Touristenfranzösisch.

Bendixen: Und deine Kurzgeschichten, spielen die auch an konkreten Orten?

Osterland: Die sind völlig ortsenthoben, und vor allem sind sie zeitenthoben. Meine Geschichten gehen ins Fantastische, und der Leser soll nicht entscheiden können, ob sie 1800 oder 1900 oder 2000 spielen. Ich halte das bewusst sehr diffus. Die Ereignisse sollen im Mittelpunkt stehen.

Bendixen: Meine Erzählungen sind auch nicht verortet, und ich sage zwar immer, dass der Roman in Budapest spielt, im Text nenne ich die Stadt aber nicht. Ich schreibe »die Landessprache«, »die Stadt«, »der Fluss«. Auch zeitlich habe ich das nicht festgelegt. Ich habe einfach die politischen Fakten der letzten zehn Jahre in ein halbes Jahr gepackt. Vielleicht geht es mir wie dir: Ich will, dass der Leser sich auf die Handlung und die Figuren konzentriert und nicht anfängt, alles mit der Realität abzugleichen: Sind das wirklich vier U-Bahn-Haltestellen? Ist der Freiheitsplatz nicht westlich der Donau? Ja, wahrscheinlich ist das die Begründung. Vielen Dank für die Anregung! Und für das Gespräch.

Osterland: Danke dir!

Fünf Fragen an:

Ulrich von Hutten (1488–1523)

Herr von Hutten, in Erfurt erinnert eine Tafel an einem in der Endzeit der DDR hochgezogenen Neubau an Sie. Der zugehörige Huttenplatz erhielt ihretwegen den Namen. Ist das nach wie vor gut so? Mich verwundert nit, in der DDR Anerkennung erhalten zu haben. So wie ich meinerzeit waren auch die seinerzeit gegen die Kirchenträger. Doch hat es mir wie denen nichts gebracht: Mich hat keiner aufnehmen wollen, als ich's Maul zu weit aufgerissen hatte. Und der Staat ging nieder, obwohl er die Pfaffen beobachtete und an der Leine zu halten versuchte. Er ging gerade ihretwegen ein – ich hatte immerhin noch ein Vergnügen, an dem ich dann verreckt bin.

Ah ja, Sie starben an Syphilis, die Sie sich in Leipzig geholt hatten ... Ich höre an Ihrer Wortwahl, das Deutsche macht Ihnen Freude. Und ob! Ich habe sogar auf Deutsch gedichtet. Macht ihr das heute noch? So mit Reimen und daktylischen Hexametern? – Eobanus Hessus, Crotus Rubianus und ich, wir haben alles in Reimform übermittelt, auch Abschiedsgrüße und Glückwünsche.

Apropos Crotus Rubianus ... Viele haben sich latinisierte Versionen ihrer eigentlichen Namen gegeben. Das ist heute eigentlich wieder so, nur ohne Latein: Im Internet nutzt fast keiner seinen eigenen Namen. Mir war mein Name lieb genug und ich konnte hinter ihm stehen. Aber klar, Crotus Rubianus hieß eigentlich Johann Jäger. Damit gewinnt man keinen Blumentopf, geschweige denn Dichterwettbewerbe. Obwohl er die natürlich gar nit gewann, das war wiederum ich – als poeta laureatus, bester Dichter des Landes.

Ach, heute kann jeder zum ausgezeichneten Dichter werden: Stadtschreiber in einem Ort, Burgwächter im nächsten. Hier in Erfurt gibt es auch den Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb. Sie werden doch wohl irgendeinen Schreiber nit mit dem Dichter vergleichen wollen, der einen Lorbeerkrantz aus des Kaisers Hand erhielt ... Ich war der erste Dichter des Landes. Das galt etwas. – Und wenn es heute diesen Wettbewerb im Namen Eobans gibt. Fein. Er war wohl ein Meister. Einer der lateinischen Stegreifdichtung. Heute ist zwar gewiss weder klassische Dichtung, noch Latein oder die Kunst des spontanen Wortes gefragt, sondern wohl eher deutsche Sprache und ein offenes Wort, was mehr auf meine Verdienste zutrifft, aber nun, Sie halten es sowieso, wie es Ihnen passt.



Jetzt will ich aber unbedingt noch zu Ihrer berühmten Heldentat kommen: den Dunkelmännerbriefen. Im zweiten Band haben sie einige verfasst. Immer noch stolz darauf? Wer wäre es nit? Ich behalte für mich, wer die ironischen Briefe an die niedere Geistlichkeit begann. Aber ich leugne nit, dass ich für den zweiten Band meinen Schöpfergeist ergoss. Der Spiegel musste den kleingeistigen Mönchen, die angeblich für Seelenheil sorgen sollten, aber oberflächlich lebten und völlten in ihrer Stellung, vorgehalten werden. Das ist heute nit anders – siehe dieser Franz-Peter Tebartz-van Elst. Aber was mich irritiert: Der Luther, der kam ja in meiner Zeit hoch. Es ist wahr, er hat etwas geleistet. Aber er stockte doch vor dem Ziel. Wo ich weiter gekämpft habe gegen die Römlinge, für die Teütschen, da hat er sich gegen die Bauern gestellt. Dass ihr aus diesem Leben 500 Jahre später trotzdem ein großes Brimborium in einer eigentlich erleichternd atheistischen Gegend macht ... ich glaube, ihr werdet wohl niemals klug.

FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE



Mist

Es gibt schon eine Menge Scheiße in der Welt: AfD, REP, NPD, UAO sowieso, RAHOWA HooNaRa, Othala und NSA. Inwieweit ein alljährlicher Welttoilettag, der am 19. November begangen wird, dabei helfen soll, endlich diesen ganzen Scheißdreck einfach das Klo runterzuspülen, bleibt offen oder zumindest zu hoffen.

Ansonsten ist ein Klo dem Grunde nach eigentlich ein Ort der Stille und der Gang auf selbiges etwas Privates, geradezu Intimes. Nicht umsonst heißt es: stilles Örtchen. Schließlich will man einen Augenblick für sich allein sein, ungestört, einmal loslassen können. In den eigenen vier Wänden und mit allerhand Lesestoff, lässt sich das auch ohne größere Probleme bewerkstelligen. Lediglich andere Familienmitglieder oder Bewohner rammeln hin und wieder entnervt an die verschlossene Tür. Aber wie so vieles, ist auch das nicht immer so. Auch für den Gang auf das Klo gelten Ausnahmen, sind Tabus und Diskretion sehr dehnbare Spielregeln. Das gilt vor allem im Erfurter Steigerwaldstadion. Nicht nur, dass es im Stehbereich, dem einzig »Wahren« – scheiß Tribüne! – es außer ein paar Dixi-Häuschen im Grunde keine Toilette gibt, ist es dort alles andere als ruhig. Zumindest dann, wenn man, wie kürzlich, gegen Dynamo Dresden 2:0 gewinnt und das Stadionrund mal wieder gut gefüllt ist. Hinzu kommt, dass man stets Gefahr läuft, das entscheidende Tor zu verpassen, was das Ganze zu einer äußerst stressigen Angelegenheit werden lässt. Und nicht zuletzt sind da noch die »sympathischen« Fans des RWE: »Ey man, ich schiff dir gleich ans Bein!« Und dann noch diese Blicke! Ich kann nur sagen, die Liebe zum FC Rot-Weiß Erfurt hat meine Blase trainiert.

Ansonsten dominiert auch im Rot-Weiß-Stadion der Hang zur Koprolalie oder einfacher ausgedrückt, der Hang zur Fäkalsprache, die meistens als bewusstes Stilmittel eingesetzt wird. Dabei handelt es sich um eine tief emotionale Entlastungs- und Entladungsfunktion, die in der Regel mit »Sch« beginnt und mit »eiße« endet. Dem voraus geht, je nachdem, auch gern mal ein DYDYDYDYDYDY NANANANANANA

MOMOMOMOMO. Grund hierfür ist ein nahezu unerträglicher innerer Druck, der, durch einen äußeren oder inneren Missstand hervorgerufen, verbal herausgedrückt wird und sich in Erfurt auch gern mal gegen die eigene Mannschaft entlädt. Grundsätzlich scheint sich Fußball nur wenig mit den Ansprüchen an verbale Sauberkeit zu vertragen. Dass es auch lustig geht, hat Paul Breitner zu seiner aktiven Zeit unter Beweis gestellt, als er einst sagte: »Und dann kam das Elfmeterschießen. Wir hatten alle die Hosen voll, aber bei mir lief's ganz flüssig.«

Wie auch immer, der Sieg gegen die Sachsen war einfach großartig, auch wenn die Saison bisher mal wieder völlig durchwachsen begonnen hat und das erste Gebot mit Blick auf den aktuellen Kader immer noch lautet: Namen lernen, Namen lernen, Namen lernen.

Etwas, dass Politik und ihre Vertreter in der Regel nie drauf haben, wenn sie, wie kürzlich im Landtagswahlkampf, sich dem Fußball anbieten und plötzlich im Stadion auftauchen. Volksnah und menschlich heißt die Devise. Aber bloß nicht zu konkret und fanatisch. Man muss ja noch nach Jena, schließlich ist Landtagswahlkampf. Am Ende schmücken dann schon mal zwei nagelneue, sich hassende Fanschals den Kleiderschrank. Dabei sucht man bei den großen Parteien vergeblich in den Wahlprogrammen nach dem Wort Fußball. Alles, was aufgeboten wird, ist Politprosa aus dem Sprachbaukasten und klingt meistens so: Es lebe der Sport. Sport vermittelt Toleranz und Fairness, Sport bringt Menschen zusammen. Sicher, wenn sie nicht gerade Fans des FC Karl Heinz sind.

Angeblich gehen über 600.000 Leute jedes Wochenende in die Stadien der ersten bis dritten Liga. Klar, dass Politiker selbst in der Provinz einen Stadionbesuch für zwei kleine Kreuze auf dem Wahlzettel nutzen. Hauptsache kein Kreuz bei den Rechten und Populisten. RWE-Fans gegen Nazis! So gesehen gehört Politik dann doch ins Stadion.

/// Stefan Werner

Hang zum Apokoinu

Ein Familienalbum, ein erotischer Literaturpreis und die vielleicht letzte Mitteldeutsche Lyriknacht? Drei gute Gründe für ein Gespräch mit der Erfurter Lyrikerin Nancy Hüniger

Du hast für das Buch »Wir sind golden, wir sind aus Blut. Ein Familienalbum« mit dem Fotografen Andreas Berner zusammengearbeitet. Wie seid ihr vorgegangen? Andreas Berner hat sich ein Atelier gebaut, und um dieses Atelier überhaupt zu bauen, musste er ein Haus abreißen. In diesem Haus hat er unglaubliche Fotografien gefunden, die vom Wasser schwer zerschunden waren und von der Zeit deformiert. Dann hat er mich gefragt, ob wir nicht gemeinsam dazu arbeiten wollen. Mich haben diese Fotografien so innig angesprochen, dass ich diese Idee sehr lange mit mir herumgetragen habe. Irgendwann kam die Initialzündung aufgrund eines anderen Textes und dann war die Idee geboren. Es sind kleine Aufnahmen, kleine Momente einer Familie, die uns unbekannt ist; mir gänzlich, ihm in Bruchstücken bekannt, zumindest namentlich; wo man immer mal ein Kind sieht, einen Hund, eine Mutter, eine Großmutter und wie sie miteinander umgehen. Es sind diese typischen Familienfotos oder vielleicht auch gar nicht so typische Familienfotos, eigentlich sind viele davon eher für den Papierkorb gedacht gewesen, glaube ich.

Hat Berner dir etwas über die Familie erzählt oder hast du frei assoziiert? Er hat mir überhaupt nichts dazu erzählt. Ich war auch sehr dankbar dafür. Ich habe die Fotos so genommen, ohne Kontext, wie ich sie bekommen habe, und habe lange überlegt, was sich dazu machen lässt. Ich hatte viele Anläufe und Versuche, und erst nachdem ich geistig durch ganz viele Abstrakta geschwommen bin, kam die Familie wieder in den Vordergrund. Ich habe auch während des Schreibens die Fotos nicht mehr betrachtet. Nur am Anfang und dann am Ende, als ich das Buch vor mir hatte, habe ich wieder gesehen, wie das alles miteinander korrespondiert.

Was sind das für Geschichten? Es geht um mindestens drei kleine Menschen, die aufgrund ihrer familiären Bindung zueinandergefunden haben oder nicht voneinander lassen können, und wie sie sich im Familienmoloch behaupten müssen. Zentral ist für mich immer die Frage der Familie als verlängerter Arm der Gesellschaft, die dir Deformation zufügt, um dich gesellschaftstauglich zu machen, und wie dieses Konzept der Liebe in der Familie funktioniert. Die Liebe in der Familie ist ja seltsamerweise etwas Erzwungenes, obwohl wir später lernen, dass wir die Liebe ganz frei geben können. Dieser seltsame Spagat

zwischen Liebe und Gewalt, der sich gerade in der Familie immer wieder zeigt, hat mich fasziniert und interessiert.

Du hast im Juni den Publikumspreis beim Menantespreis für erotische Dichtkunst erhalten. Wie hast du dich dem Thema genähert? Ich war in Wiesbaden zu einem Poesiefestival eingeladen, zusammen mit Michael Krüger, um zum Thema »Liebe« zu lesen. Wir hatten beide nichts zu diesem Thema in der Tasche und haben versucht, unsere Texte gegen den Strich zu interpretieren. Im Gespräch nach der Lesung, es ging darum, warum es so wenig gute Liebesgedichte gibt, habe ich dann gesagt: »Ach, versuchen kann ich es ja mal.« Bin aber gescheitert. Schon in den Anfängen. Die Liebe ist mir gar nicht ins Wort gekrochen, sondern es hat automatisch eine körperliche Konnotation bekommen.

Hast du das Scheitern akzeptiert? Ich habe das sehr gerne hingenommen, weil sich ja etwas entwickelt hat, das mir sehr zupass kam. Mit der Liebe und mir ist es eh so eine Geschichte, dass eigentlich alle Bücher sich um die Liebe drehen, aber auf eine sehr versteckte Art und Weise. Es geht immer um das Scheitern und die Vergeblichkeit von Liebe, nur das im Gedicht so exemplarisch auszudrücken, fällt mir sehr schwer. In der Prosa kann man das viel wunderbarer verstecken.

Wie kann man sich die Preisverleihung vorstellen? Haben die Menschen im Publikum alle hochrote Köpfe und sind ein bisschen verschämt, weil es jetzt erotisch wird? Überhaupt nicht, die Menschen dort sind das Ganze schon gewohnt. Es sind oft Wiederholungstäter, die seit Jahren dabei sind, in der Pfarrgemeinde wohlgemerkt, und sehr aufgeschlossen sind. Ich habe niemanden mit hochroten Wangen gesehen, ich bin ja auch recht harmlos gewesen. Ich weiß aber, dass die Prosaautoren zünftiger zur Sache gingen. Aber es hat sich keiner sichtlich geschämt, das haben sie alle brav versteckt, wenn es denn Anlass zur Scham gab.

Wirst du dich in deinem Schreiben weiter mit den Themen Liebe und Erotik auseinandersetzen oder war das nur eine Phase? Es war tatsächlich eine wichtige Phase, da ich in der Klemme steckte, was das Schreiben anbelangte, so am Hüngerschen Ton klebte. Dafür kam mir diese



Spielfläche sehr zupass, dass ich mich davon lösen konnte. Es gibt jetzt sechs Gedichte, die ich getrost vertreten könnte, aber mehr als zehn werden es auf keinen Fall.

Was ist der »Hüngersche Ton«? Das weiß ich auch nicht ganz, doch er wird mir nachgesagt. Aber ich habe eine Ahnung. Es gibt eine bestimmte Art, Gedichte zu verfassen, teils sehr erzählend, dann gibt es immer wieder den Hang zum Apokoinu, meistens daktylisch, und ich kriege das schwer los und desto älter ich werde, desto mehr fräst sich dieser innere Rhythmus ins Gehirn. Das ist nicht schlimm, aber man braucht auch mal Abstand davon und möchte mal versuchen, was sich da noch so entwickelt.

Am 9. Oktober findet in Weimar im Musikgymnasium Schloss Belvedere die XIII. Mitteldeutsche Lyriknacht statt. Beschreibe doch bitte mal, was die Mitteldeutsche Lyriknacht ist. Die Mitteldeutsche Lyriknacht ist eine ganz wunderbare und besondere Veranstaltung, die voller Zauber steckt. Dort werden fünf Dichter aus dem mitteldeutschen Raum versammelt. Begleitet werden sie von den Schülerinnen und Schülern des Musikgymnasiums, die jedes Stück extra auswählen, um den Texten gerecht zu werden. Das ergibt einen zauberhaften, verwunschenen Abend, weil man die ganze Zeit auch noch aus den riesengroßen Fenstern der Aula herausblicken kann, wie der Herbst zur Neige geht.

Weimar.de schreibt: »XIII. Mitteldeutsche Lyriknacht – Zum letzten Mal im Musikgymnasium Schloss Belvedere« – Wie kommt es dazu? Das ist sehr unglücklich beschrieben. Sie findet nur zum letzten Mal im Musikgymnasium statt. Wir werden unseren Pegasus schnappen und umziehen. Zum einen ist es wichtig, dass ein frischer Wind hindurch weht, so schön und wunderbar, wie alles war. Zum anderen ist es so, dass durch die vielen Schulreformen auch das Musikgymnasium leidet. Die Lehrer haben unglaublich viel zu tun, die Schüler haben ein enormes Pensum und wir können nicht mehr erwarten, dass sie es schaffen, diese Lyriknacht vorzubereiten. Die haben ihre Ferien dafür geopfert und vieles mehr. Wir werden sehen, wo wir uns nächstes Jahr befinden. Vielleicht das Gaswerk oder das Lichthaus. Da muss noch vieles beachtet werden und wir müssen uns noch mal die Räume anschauen. Es wird musikalische Begleitung geben. Ich kann jetzt noch nicht zu viel verraten, aber es wird sehr passend und sehr schön.

Ändert sich auch etwas bezüglich der Autorenauswahl? Was sich ändern wird, ist, dass es dieses Jahr zum ersten Mal eine Lyrikerin geben wird ohne mitteldeutschen Bezug. Ausschlaggebend war ein wunderbarer Gedichtband von Ulrich Koch. Ich konnte bei Koch beim besten Willen keinen mitteldeutschen Bezug herstellen und habe mich geärgert, dass man sich so vieler guter Dichter beschneidet. Ulrich Koch wird in diesem Jahr noch nicht kommen. Dieses Jahr wollte ich mit Silke Scheuermann starten, die so gut wie noch nie hier in den Landen war. Eine sehr große, bekannte Dichterin, trotz ihres recht jungen Alters. Barbara Köhler wird kommen, auf die ich mich sehr freue, es wird Jörg Bernig kommen, es wird Robert Loth kommen, ein Debütant, der vielleicht vielen in Erfurt bekannt ist durch Mikrokleinstgarten. Und Ulrich Zieger wird kommen, ursprünglich ein Magdeburger Pflänzchen, der jetzt aber in Frankreich lebt.

2014 bist du auch wieder beim Textil-Festival zu erleben. Was macht das Festival für dich so attraktiv, dass du immer wieder daran teilnimmst? Zum einen sind es die Veranstalter, die ich alle loben muss. Erfurt ist ein schwieriges Pflaster für Literatur, ich weiß nicht, woran es liegt. Es tut sich recht wenig und das Textil-Festival ist einer dieser Leuchttürme, die man einfach braucht. Das macht der Ort, das macht die Kulisse, die ganze Zusammenstellung, die wunderbare Programmarbeit, die Vorbereitung, auch die vielen diversen Kunstwerkstätten. Es sollte viel mehr davon geben. Ich hoffe, das Textil-Festival hält sich noch ein paar Jahre. /// Interview: John Weide



Foto: Felix Wilhelm

Schreiben auf den Punkt!

»Wenn man einen Ochsen schlachten will, so schlägt man ihm gerade vor den Kopf«. Dies empfahl der Physiker und große Aphoristiker Georg Christoph Lichtenberg vor mehr als zweihundert Jahren nicht etwa den Fleischern, Schlachtern oder Metzgern, sondern seinen Kollegen von der schreibenden Zunft, die sich offenbar in der Breite seit jeher durch einen Hang zum Schwafeln auszeichnen. Lichtenberg bevorzugte eine Sprache, die, nach eigener Aussage, »allzeit simpel, enge und plan« und somit auch verständlich war. Genau das wünschte man sich auch für einen Großteil der Texte, die heute geschrieben werden, in einer Zeit, in der eine Flut an vermeintlichen und tatsächlichen Informationen häufig auch eine Flut an Worten mit sich bringt.

Die Gründe dafür sind vielfältig. Geht es einerseits wohl darum, durch möglichst viele Worte einen Mangel an Information (mehr oder weniger elegant) zu überspielen, fehlt es andererseits nicht selten schlichtweg an der Fähigkeit, sich präzise auszudrücken. Als Folge wird es zunehmend schwieriger, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden. Dass diese Entwicklung nicht alternativlos ist, das soll in zwei Schreib- und Textwerkstätten unter Beweis gestellt werden, die das hEft bzw. der Kulturrausch e.V. Ende Oktober und Mitte November im Rahmen des Jahresthemas der Stadt Erfurt »Wie viele Worte braucht der Mensch« organisiert. In den Werkstätten soll den Worten auf den Grund gegangen und sich der literarischen Kurzformen Lyrik und Kurzprosa bedient werden. Diese eignen sich in besonderem Maße, da die Schreibenden allein aufgrund der formalen Rahmenbedingungen permanent dazu angehalten sind, sich intensiv mit der Sprache auseinanderzusetzen.

Für die Leitung der Werkstätten konnten zwei erfahrene Autorinnen gewonnen werden, Nancy Hüngrer und Katharina Bendixen.* Nancy Hüngrer wird sich mit den Teilnehmer/innen in der ersten Werkstatt vom 31. Oktober bis zum 1. November die diversen lyrischen Formen und Spielarten vornehmen. Katharina Bendixen, die von Mai bis August übrigens Erfurter Stadtschreiberin war, widmet sich in der zweiten Werkstatt vom 14. bis 16. November der Kurzprosa. In beiden Werkstätten sollen sowohl neue Texte entstehen, als auch bereits vorhandene Texte der Teilnehmer/innen besprochen werden können.

Schreibwerkstatt mit Nancy Hüngrer, 31. Oktober bis 1. November // Schreibwerkstatt mit Katharina Bendixen, 14. bis 16. November // Anmeldung und weitere Infos unter: redaktion@heft-online.de bzw. www.heft-online.de

* Zu den Autorinnen siehe auch das Gespräch mit Katharina Bendixen auf den Seiten 8-10 und das Interview mit Nancy Hüngrer auf den Seiten 13 und 14 dieser Ausgabe.

14. Provinzschrei

Der Schrei nach Kultur im Thüringer Wald jährt sich zum 14. Mal. Doch die Organisatoren des Kunst- und Literaturfestes vom Verein Provinzkultur e.V. aus Suhl werden noch lange nicht müde und halten auch in diesem Jahr ein vielfältiges Programm mit 22 Einzelveranstaltungen an 15 unterschiedlichen Orten bereit.

Der 14. Provinzschrei startete zum Weltfriedenstag am 1. September mit einer Ausstellung über den streitbaren Lyriker, Essayisten und politischen Aktivisten Stéphane Hessel und endet am 15. November mit dem Themenabend »Auf die Gurke, fertig, los!« Während der Provinzschrei-Hauptwoche vom 21. bis 26. Oktober geben sich Größen wie Carmen Maja-Antoni, Knut Elsterman, Angelika Neutschel, Iris Berben, Sebastian Krumbiegel, Clemens Meyer und Jürgen Tarrach die Klinke in die Hand. Die Stiftung Südthüringer Kammerorchester rundet diese Woche mit einem Serenadenkonzert in der Kirche St. Ulrich in Suhl-Heinrichs ab. Der Reise-Journalist Andreas Altmann erzählt schließlich am 28. Oktober von seinen Erfahrungen aus Palästina. Am 15. November endet dann der 14. Provinzschrei mit der Lesung »Vegetarier essen meinem Essen das Essen weg« von und mit Dominic Boer und Samira El Ouassil, sowie einem frisch-buntem Buffet mit musikalischer Unterhaltung der »Zucchini Sistaz« mit Swing aus den 30er und 40er Jahren.

Weiter Informationen und Tickets:
www.provinzkultur.de

Glänze, Gespenst!

Mit »Glänze, Gespenst« hat der US-amerikanische Autor Steven M. Brown, der gelegentlich auch im hEFt Kurzgeschichten veröffentlicht, seinen ersten Roman vorgelegt. Ein Buch, das traurig und komisch zugleich und über weite Strecken großes Kino ist. Von Alexander Platz

»Halloween in Mexico – All-Gay-Cruise – ein Kreuzfahrtschiff auf der Rundreise zwischen Long Beach, Südkalifornien, und Puerto Vallarta, Mexiko.« An Bord des Schiffes befinden sich dreitausend homosexuelle Männer, unter ihnen Steven M. Brown, der im Auftrag seines Verlages eine Reportage über diese Reise schreiben soll. Soweit die Versuchsanordnung im Debütroman des gleichnamigen Autors, eine Versuchsanordnung, die keine ist, da es diese Kreuzfahrten tatsächlich gibt und Brown sich tatsächlich auf diese Reise begeben hat.

Gleichwohl sich der Sinn einer Kreuzfahrt im allgemeinen ja eher schwer erschließt, ist er in diesem Fall ziemlich eindeutig: »Wir befinden uns auf einem Schiff, auf dem die eine Hälfte zum Ficken hier ist und die andere Hälfte auch zum Ficken, aber angeblich nicht ausschließlich. Wenn das kein Sinnbild der menschlichen Existenz des Mannes ist, weiß ich es auch nicht«, schreibt Brown pointiert und formuliert damit ganz nebenbei eine Einsicht über das männliche Geschlecht von beinahe philosophischer Dimension – unabhängig von sexuellen Präferenzen. Das Buch ist voller solcher Einsichten und bemerkenswerter Gedanken (nicht nur über Männer) und sie kommen nie altklug oder belehrend daher. Daneben beschreibt Brown dutzende witzige oder skurrile Begebenheiten, die diese Konstellation zwangsläufig mit sich bringt, in einer leichten, lesbaren Sprache voller Ironie und Komik.

Brown ist ein genauer Beobachter, meistens mit Distanz zum Gegenstand, manchmal aber auch mitfühlend, hin und wieder genervt und beinahe angeekelt von der erschreckenden Oberflächlichkeit, die ihm unter seinen Mitpassagieren begegnet. So zieht er sich im Verlauf der Fahrt immer wieder in sich zurück und reflektiert in eingestreuten Passagen über das eigene Leben, seine Familie, seine Herkunft, die Zeit als heranwachsender (homosexueller) Teenager und junger Erwachsener in der typisch puritanischen US-amerikanischen Kleinbürgerlichkeit und die große Einsamkeit, die damit verbunden war. Gerade diese Passagen sind von einer beeindruckenden Intensität und Ehrlichkeit. Sie bleiben noch lange nach dem Lesen im Kopf hängen und arbeiten. An dieser Stelle weist das Buch über seinen scheinbaren Gegenstand hinaus, man begreift, dass es sich nicht um eine »Milieustudie« homosexueller Männer handelt, sondern vielmehr um eine der Grundfragen menschlicher Existenz: lieben und geliebt werden. Nicht zuletzt dann, wenn Brown seine eigene Liebesgeschichte erzählt, die gleichzeitig – wie er uns wissen lässt – seine erste erfüllte, bzw. glückliche Liebesbeziehung war und

ist, auf die der zum Zeitpunkt des Kennerlernens etwa 30jährige nicht mehr zu hoffen wagte.

Der Name des Autors dürfte aufmerksamen hEFt-Leser/innen bekannt vorkommen. Brown hat in der Vergangenheit bereits Kurzgeschichten im hEFt veröffentlicht. Er wurde 1980 in Flint (Michigan, USA) geboren, studierte Freie Kunst in Detroit und lebte unter anderem auch einige Jahre zusammen mit seinem aus Thüringen stammenden Freund in der Nähe von Jena. 2012 ist er in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt und arbeitet seitdem dort, mehr als 5.000 Kilometer von seinem Partner entfernt, als Leiter des *Oliver Art Centers* in Frankfurt (Michigan).

Steven M. Brown hat mit »Glänze, Gespenst« ein beachtliches Debüt hingelegt: einen komischen, traurigen und manchmal fast philosophischen Roman, der an seinen stärksten Stellen jene Melancholie hervorzurufen vermag, die einen beim Lesen von innen wärmt und die in einem das Gefühl aufsteigen lässt, dass irgendwie doch alles gut ist oder werden wird. Und ab und zu darf und sollte man dieses Gefühl ja ruhig zulassen. Das könnte dann also genau die richtige Lektüre für die kommenden düster verregneten Herbstwochenenden sein!



Steven M. Brown: Glänze, Gespenst!
Haffmanns Tolkemitt, 2014, 19,95 Euro

Termine

27.09., 20 Uhr: Jena, Kunsthof, Ballhausgasse 3: Befreite Sprache? Texte und Lieder der Wendezeit. Lesung mit Frank Rub und Gabriele Stötzer
30.09., 16 Uhr, Erfurt, Begegnungsstätte Kleine Synagoge, An der Stadtmünze 4/5: Der Wind trägt die Worte. Geschichte und Geschichten der Juden – Lesung mit Waldtraut Lewin

09.10., 19 Uhr, Weimar, Musikgymnasium Schloss Belvedere: XIII. Mitteldeutsche Lyriknacht – mit Jörg Bernig, Robert Loth, Silke Scheuermann u.a.

10.10., 20 Uhr, Erfurt, Alte Salinenschule, Salinenstr. 141: Textil-Festival 2014 – Theaterstück »Trauma auf Traundorn« und Literarisches Terzett

11.10., 20 Uhr, Erfurt, Alte Salinenschule, Salinenstr. 141: Textil-Festival 2014: Feiner Leseabend mit Tobi Krone, Nancy Hüniger, Moritz Gause u.a.

28.10., 20:15 Uhr, Erfurt, Buchhandlung Hugendubel, Anger 62: »Wunderlich fährt nach Norden« – Lesung mit Marion Brasch

01.11., 18:30 Uhr, Weimar, Eckermann-Buchhandlung, Marktstraße 2: BücherLounge – Literarische und kulinarische Spezialitäten

08.11., 19 Uhr, Erfurt, Ratsgymnasium, Meister-Eckehart-Str. 6: Highslammer VIII

13.11., 21 Uhr, Erfurt, Theater die Schotte, Schottenstr. 7: Spätlese Late Night

25.11., 19 Uhr, Erfurt, Collegium maius, Michaelisstr. 39: Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb – Preisverleihung und Lesung

27.11., 20 Uhr, Erfurt, Franz Mehlhose, Löberstr. 12: Das erste Mal – Herbstlese-Debütantensalon mit Anne von Canal, Simone Lappert und Kerstin Preiwuß

TEXTIL-FESTIVAL 2014

FESTIVAL DER JUNGEN LITERATUR IN THÜRINGEN

10.&11. Oktober

Fr., 10.10.
ab 20:00 Uhr

Literarisches Terzett
zum Bestseller von S.B. Selleria*
mit euphorischen Experten

„TRAUMA AUF TRAUNDORN“

Theaterstück nach dem Bestseller
„Blond mit blauer Strähne“
~ Regie: C.W. Olafson ~

anschließend Musik & Tanz
mit **DJ Hot Stoff**

und signiert.

* Die Autorin ist anwesend

Sa., 11.10.
ab 20:00 Uhr

FEINER LESEABEND

Geschichten, Lyrik und Performance
mit Thüringer Autoren und Gästen:

Ann-Kathrin Roth, Moritz Gause & Olga Evdokimova,
Nancy Hüniger, Steve Kußin, Tobi Krone und
Wolfram Lotz // Moderation: Franziska Wilhelm

Live: KAPELLE PETRA
mit wirklich denkwürdigen Liedtexten!

danach Weiertanzen mit den
DJs Le Fix & Jan Niklas

TEXTIL-FESTIVAL-GELÄNDE:

ERFURT, Alte Salinenschule

Salinenstraße 141 / Haltestelle Ilversgehofener Platz

~ geschmückt mit allerlei Lockstoff ~

Textilstrand // Workshop-Ergebnisse // Lyrik-Maschine
// Textil-Werkstatt mit Stempelstation (Geschirrtücher,
T-Shirts, Unterwäsche ... mitbringen!)

→ jeweils ab 19.00 Uhr geöffnet

NÄHERE INFORMATIONEN

jede Woche 3 x 2 Freikarten unter

www.textil-festival.de

www.facebook.com/textil.festival







Das grüne Wunder

In unserer Reihe »Aus der Provinz« stellen wir regelmäßig Thüringer Orte vor, die abseits der Städtekette Erfurt-Weimar-Jena liegen. Dieses Mal verschlug es uns in den Thüringer Wald, wo er am schönsten ist, nach Tabarz. Wir erlebten einen Ort, der unbedingt mehr Betten braucht, in dem sowohl das Pfeiferauchen als auch die Gesundheit groß geschrieben werden und der vom hohen Engagement seiner Einwohner profitiert. Von Alexander Platz und Thomas Putz

Die ganze Fahrt lang konnten wir ihn schon sehen, erst klein und graublau in weiter Ferne, und nun, da wir fast an seinem Fuß angekommen sind, erhebt er sich grün und klar vor uns. Der Inselsberg, der sicher markanteste und schönste Gipfel des Thüringer Waldes, wirkt nun eher wie ein Hausberg, auf den man leicht hinaufspazieren könnte. Wir sitzen in der Thüringer Waldbahn und passieren die ersten Häuser von Tabarz. Dutzende Male sind wir als Kinder auf diese Weise von Gotha aus in den Wald gefahren, zum Wandern oder zum Pilze sammeln. Die Luft war hier schon zu DDR-Zeiten besser als in der Stadt. Wir steigen aus und laufen durch den Ort. Es hat sich hier in den Jahren einiges verändert, Altes wurde abgerissen, Neues gebaut, aber die markanten Punkte aus der Kindheit sind noch da. Es ist ruhig und entspannt, Kurort-Atmosphäre. Urlauber mit Rucksack und Wanderschuhen stehen vor Wegweisern, andere spazieren in leichter Sommergarderobe durch den Kurpark.

Wir wollen wissen, wie es diesem traditionsreichen Ferienort geht, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hat, wo kulturelle Bewegung ist und wo die Zukunft liegt. Dazu sind wir mit David Ortmann, dem Kurdirektor, und Jörg Bischoff von der hiesigen Zukunftswerkstatt verabredet. Bei Kaffee und Kuchen plaudern wir im lauschigen Kurpark zunächst über die Vorzüge von Tabarz.

David Ortmann: Die Tabarzer haben immer schon gesagt: das ist ein besonderer Ort. Und das ist auch jetzt noch so. Egal wie schwer die Zeit und wie schwierig die finanzielle Situation ist. Man weiß, Tabarz erfüllt eigentlich alle Voraussetzungen dafür, um erfolgreich zu sein. Wir liegen sehr zentral in Deutschland, haben eine gute Verkehrsanbindung und Infrastruktur. Und es gibt ein unglaubliches Potential was Kultur und Geschichte betrifft.



Jörg Bischoff: Tabarz ist einmalig und vielfältig zugleich. Ich bin hier geboren, und habe dann viele Jahre in Gotha gelebt. Als ich wieder zurückkam, war ich erstaunt darüber, wie reich das kulturelle Leben in diesem vergleichsweise kleinen Ort ist: von der Pfeifenmacherei, über den Trachtenverein, das Fußball-Museum, die Bibliothek oder verschiedene Subkulturen. Und das halte ich für absolut ungewöhnlich.

Ortmann: Tabarz hat 42 Vereine, und das ist bei 4.000 Einwohnern eine ganze Menge. Es gibt neun Museen, Galerien und Ausstellungen. Das ist etwas ganz Besonderes, denn es spiegelt ein enormes Engagement der Einwohner wider.

Wo liegen die Gründe für dieses große Engagement?

Ortmann: Man ist hier sehr traditionell, und viele Vereine gibt es schon sehr lange. Unser Trachtenverein wird seit 34 Jahren von der selben Frau geleitet.

Bischoff: Vom Altersdurchschnitt her zählt er erstaunlicherweise zu den jüngsten Vereinen seiner Art im Osten, ebenso der Wanderverein. Es ist das persönliche Engagement von einzelnen Personen, die Motoren in ihren Vereinen und im Umfeld sind.

Ortmann: Aber es kommen auch neue hinzu, wie der Raucherverein. Oder der Bibliotheksförderverein der in zwei Jahren von Null auf 120 Mitglieder gewachsen ist. Das ist schon eine ganze Menge. Wir haben in der Bibliothek über 600 Leserinnen und Leser – und ein Drittel davon sind Kinder und Jugendliche.

Tabarz ist ein Kurort, in den jährlich Tausende Besucher kommen. Wie wirkt sich dies auf das kulturelle Klima hier aus?

Bischoff: Tabarz war ja kein homogener Ort, sondern bestand ursprünglich aus vier Ortsteilen. Einer der ältesten ist Cabarz, das damals landwirtschaftlich geprägt war, während sich in Tabarz ab dem 19. Jahrhundert das Kurwesen entwickelte. Das führte dazu, dass sich hier eben nicht nur Bauern niedergelassen haben, sondern es eine ganz andere soziale Durchmischung gab und hier Menschen mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Traditionen zusammengekommen sind. Natürlich haben später auch die Urlauber für eine gewisse Offenheit gesorgt. Heinrich Hoffmann, Ringelnatz, Fontane, Bismarck, Luxemburg – die waren alle hier. Man darf auch nicht vergessen, dass Tabarz im letzten Jahrhundert auch kein abgeschottetes Bergdorf mehr war. Eisenach ist gerade mal 25, Gotha 20 Kilometer entfernt, und in Erfurt ist man heute mit dem Auto in 30 Minuten.

Ortmann: Andererseits gab es hier auch immer eine gewisse Rückwärtsgewandtheit. Als nach dem 1. Weltkrieg alle Orte mit dem Kaiserreich gebrochen hatten, war Tabarz der einzige Ort in der Region, der weiterhin dem Kaiser bis zuletzt die Treue gehalten hat. Und lange bevor die Nationalsozialisten an die Macht gekommen sind, gab es hier schon Schilder mit der Aufschrift »Juden werden nicht bedient«.

Tabarz war einer der prominentesten Kurorte in der DDR. Wie hat sich der Tourismus in den letzten 25 Jahren hier verändert?

Ortmann: Tabarz gehörte vor 1989 zu den zehn meistbesuchtesten Urlaubsorten in der DDR. Die Leute hier sind über Jahrzehnte Massentourismus gewohnt gewesen, und das haben wir jetzt nicht mehr. Unser Problem ist: uns fehlen Betten. Vor zehn, fünfzehn Jahren haben hier Hotels geschlossen, und mit jeder Schließung wurden die Übernachtungskapazitäten geringer. Deshalb könnten wir gar nicht mehr an die Übernachtungszahlen von damals herankommen. Wir werden sie nie wieder erreichen, es sei denn, es werden Hotels gebaut. Die Besucher kommen heute in der Regel nicht mehr her, um hier zwei Wochen am Stück zu verbringen, sondern oft für ein Wochenende. Ein Großteil dieser Leute wohnt nicht mehr als 150 Kilometer von hier entfernt. Die wollen wandern gehen, ins Tabbs, eine Runde klettern und sich dann am Sonntag Nachmittag ganz entspannt ins Auto setzen und nach Hause fahren, abends Tatort schauen und sagen: Mensch, war das ein schönes Wochenende – morgen gehe ich entspannt zur Arbeit. Aber diese Leute gehen nicht mehr in eine Ferienwohnung, sondern wollen rundum umsorgt werden. Und dafür brauchen wir hier unbedingt ein weiteres Hotel. Das könnte Tabarz noch einmal richtig Auftrieb geben, denn unsere vier Hotels sind im Sommer allesamt ausgebucht.

Mit dieser doch etwas überraschenden Einsicht verabschieden wir uns vorerst und machen uns auf den Weg, die kulturelle Vielfalt von Tabarz zu erkunden. Drei Stationen stehen auf dem Programm: die »Fußballzeitreise«, die Pfeifenmacherei Kallenberg und zum Abschluss die Gaststätte »Zum Stern«, wo wir mit Akteuren der Zukunftswerkstatt verabredet sind.

Nicht nur Fußball im Sinn

Wir gehen in den schon angesprochenen, etwas höher gelegenen Ortsteil Cabarz. Tatsächlich ist es hier »dörflicher« als unten im Ort. Wir machen vor einem Hof halt und werden gleich von Marcel Wedow freundlich empfangen. Er ist Initiator und ehrenamtlicher Betreiber der »Fußballzeitreise«, dem ersten Fußballmuseum in Thüringen. Jeden Sonntag führt er Fußballbegeisterte aus der ganzen Bundesrepublik durch die zwei kleinen Ausstellungsräume im Hof. Und kaum sind wir eingetreten, beginnt er auch schon, uns die Geschichten, die sich um die ausgestellten Fotos, Zeitungsausschnitte, Pokale und Bälle ranken, zu erzählen.

»Begonnen hat alles mit einem Weltmeister-Trikot von 1954, mit dem ich durch ganz Deutschland gereist bin«, erzählt Wedow. »Und ich bekam nicht nur die Unterschriften und einzigartige Souvenirs von vielen Fußballgrößen, sondern vor allem die Geschichten, die dahinter stehen.« Ob Ottmar Walter, Uwe Seeler, Dixie Dörner, Jürgen Heun, Peter Ducke oder Ronny Hebestreit – sie alle haben in der 2010 eröffneten Ausstellung ihren kleinen persönlichen Schrein. Und sie sind Teil der Fußballzeitreise auf der wir uns nun befinden. Wir erfahren Interessantes über die Entwicklung des Fußballschuhs – von



Fotos: hEFT

den frühen Tretern mit genagelten Stollen bis hin zu den High-Tech-Töppen der Gegenwart, riechen an uralten Lederbällen, schauen gebannt auf experimentelle Ballpumpen, alte Baumwolltrikots und vergilbte Eintrittskarten.

Aber Wedow ist nicht der klassische Jäger, der auf Ebay Raritäten ersteigert um eigene Sammlungslücken zu schließen. Ihm geht es um das Persönliche, die Freundschaften, das Netzwerk. Dass ihn inzwischen viele bekannte Fußballer besuchen – gerade war Hans Meyer zu einer Gesprächsrunde in Tabarz zu Gast – verwundert deshalb nicht. »Wir haben nicht nur Fußball im Sinn«, sagt Wedow und verweist auch auf das soziale Engagement, das ihm und dem 2013 gegründeten Verein am Herzen liegen. »Mit den Spenden, die wir durch die Ausstellung einnehmen, unterstützen wir die Nachwuchsarbeit von lokalen Fußballvereinen.« Darüber hinaus arbeitet der Verein eng mit Schulen und sozialen Einrichtungen zusammen und unterstützt diese mit Vorträgen und Projekten.

Viel zu früh müssen wir wieder aufbrechen, weil Marcel Wedow noch einen weiteren Termin hat – und auch wir sind schon etwas in Verzug. Denn für unser nächstes Ziel müssen wir wieder hinunter, nach Tabarz.

Die Liebe zur Pfeife

Wir betreten das Gebäude der Pfeifenmacherei Kallenberg. In der Werkstatt liegt ein leichter Duft, eine Mischung aus süßlichem Pfeifentabak und bearbeitetem Holz. Frank Peter Filß, ein in sich ruhender Mittfünfziger gibt uns freundlich die Hand, bittet uns Platz zu nehmen und zündet sich eine Pfeife an.

»Die Region um Tabarz ist die Wiege des Pfeifenbaus in Deutschland. Um 1900 gab es allein in Tabarz 15 Pfeifenmachereien – und wir sind die einzige, die bis heute überlebt hat«, erzählt Filß. Wir sind erstaunt und fragen nach, warum ausgerechnet hier dieses Handwerk so aufblühen konnte. »Zum



einen hatten die Bergbauern während der Wintermonate viel freie Zeit, und zum anderen gab es in der Region das entsprechende Handwerk, das die Pfeifenteile herstellen konnte.« So war in der nahen Rhön ein Zentrum der Holzschnitzkunst, in Ilmenau und Gräfenroda wurden die Porzellanköpfe hergestellt, und im benachbarten Ruhla die Pfeifendeckel. Eine regionale Produktionsweise, die man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann.

Frank Peter Filß ist heute einer der letzten, der diese Tradition fortführt. Der gebürtige Tabarzer ist ursprünglich Werkzeugmacher und war später als Produktmanager in ganz Deutschland unterwegs. Auf der Suche nach Entschleunigung kam er zurück nach Tabarz. Seit 2009 betreibt er die Pfeifenmacherei Kallenberg und ist damit Nachfolger des inzwischen hochbetagten Hans Kallenberg. Bereits 1919 gegründet, wurden in den folgenden Jahrzehnten in dem Betrieb Pfeifen in Serie hergestellt, das Geschäft lief gut. »Zu DDR-Zeiten waren es immerhin 30-50.000 Pfeifen im Jahr, und wir hatten oftmals acht und mehr Angestellte«, erzählt Filß.

Heute beschränkt er sich auf das Herstellen von individuellen, handgefertigten Pfeifen. Dabei liefert er ausschließlich an Privatkunden, und das in der ganzen Welt. In den Handel gehen seine Pfeifen nicht. »Aber vom Pfeifenmachen allein kann man nicht leben«, sagt Filß und führt uns in seine Werkstatt nebenan. Und wieder machen wir eine Zeitreise zurück. »Hier stehen noch die Original-Maschinen aus den 20er Jahren, die komplette Einrichtung von damals ist noch fast vollständig erhalten«, erzählt uns der Pfeifenmacher. Wir sehen alte Drechselbänke, bernsteinbraune Schemel und Unmengen an Spezialwerkzeugen, die mit den Jahren einen fast musealen Charakter erhalten haben. Was mag diese Werkstatt alles gesehen haben! Angetrieben werden die Maschinen von einem urtümlich anmutenden System von Transmissionsriemen, die auf beiden Seiten der Werkstatt über den Arbeitsplätzen hängen und je nach Bedarf für

die Maschinen verwendet werden können. Es ist eigentlich ein Technikmuseum, nur, hier wird noch gearbeitet. »Der TÜV würde uns diese Dinger natürlich heute nicht mehr abnehmen, aber solange ich hier alleine arbeite, ist das kein Problem«, erläutert Filß schmunzelnd.

Dann klingelt das Telefon. Eine Produktionsfirma sucht eine historische Werkstatt für Filmdreharbeiten. Filß sagt spontan zu. Er weiß um den Schatz, den er hier hütet. Und er hat sich den neuen Bedürfnissen angepasst, bietet Schauführungen und Workshops an, zu Weihnachten finden hier Lesungen statt. Inzwischen war er schon sechs Mal im Fernsehen, zuletzt hat ihn Uwe Steimle besucht, der auch morgen früh noch einmal mit Freunden vorbei kommen will.

Frank Peter Filß zieht zufrieden an seiner Pfeife. Er sagt Sätze wie: »Pfeifenrauchen ist Genussrauchen, und wenn man sich das bewahrt, ist es gut«, und man glaubt es ihm aufs Wort. Bleibt die Frage, wie sich das Pfeiferauchen mit dem Gesundheitsanspruch, den der Kneipp-Kurort Tabarz für sich proklamiert, in Einklang bringen lässt. Auch hier bleibt der Pfeifenmacher gelassen: »Es ist die Tradition und das Handwerk. Inzwischen buchen bei mir sogar die Krankenkassen, wenn sie in Tabarz eine Tagung haben, eine Führung – allerdings nur als Kulturprogramm.«

Heimat, deine Sterne!

Es ist inzwischen Abend geworden in Tabarz. Der Inselsberg ist in Wolken gehüllt. Wir laufen hinauf nach Cabarz. Direkt an der alten Handelsstraße, die über den Inselsbergpass hinüber in die Rhön führte, liegt das traditionsreiche Gasthaus »Zum Stern«. Und wieder haben wir das Gefühl als wäre hier die Zeit stehengeblieben. Wir betreten eine klassische Dorfkneipe mit Saal, in dem die Einheimischen ihr Feierabendbier trinken und in der die Sülze mit Bratkartoffeln nur sechs Euro kostet.

Wir sind verabredet mit einigen jungen Leuten von der hiesigen Zukunftswerkstatt. Auch David Ortmann und Jörg Bischoff sind wieder dabei. Was hat es also mit der Werkstatt auf sich? »Begonnen hat es im letzten Jahr mit dem Projekt »Heimat, deine Sterne«, ein Bundesmodellprojekt, in dem sich die Einwohner von Tabarz mit den gesellschaftlichen Entwicklungen im Ort nach 1989 auseinandergesetzt haben«, erzählt Jörg Bischoff. Entstanden ist ein Kurzfilm über Tabarz, die Menschen und was »Heimat« für sie ausmacht. »In dem Projekt zeigte sich eine unglaubliche Offenheit und ein Engagement, was auch mit der starken Verbundenheit mit dem Ort zu tun hat. Also, warum sollte man dann diesem Engagement nicht weiterhin Raum geben und gemeinsam Ideen für die Zukunft des Ortes entwickeln?«

Es wurde also zu einem ersten Treffen eingeladen, zu dem fast 40 vor allem junge Leute kamen. Daraus entstand die Zukunftswerkstatt, die u. a. vom Projekt »th.inka« begleitet

wird. Inzwischen gibt es verschiedene Arbeitsgruppen, so zu den Themen Geschichte, Soziales, Kultur, Tourismus oder Wirtschaft. Eine Arbeitsgruppe beschäftigt sich mit der Frage, wie Tabarz zum »Gesundheitsort« werden kann, also mit welchen Maßnahmen sich die Themen Gesundheit und Natur im Gemeinwesen verankern lassen. »Zum Beispiel wird Unkraut bei uns nun nicht mehr mit Chemie bekämpft, sondern nur mit heißem Wasser. Kindergärten und Schulen bauen Heilkräuter an, die dann im Kurbetrieb eingesetzt werden«, sagt David Ortmann. »Wir wollen, dass der Kurgast und der Tabarzer lernt, wie er sich gesund ernähren kann, wie er zurück zur Natur und in ein Gleichgewicht finden kann. Wer einen Kurort mit mondänen Gärten und Barock möchte, der soll nach Bad Nauheim oder Bad Kissingen gehen; wer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit will, der soll hierher kommen. Wir wollen, dass die Leute hier ihr grünes Wunder erleben!« fährt der Kurdirektor fort, und man weiß an dieser Stelle nicht mehr genau, was mit dem »Wir« gemeint ist: die Gemeindeverwaltung Tabarz oder die Zukunftswerkstatt. Aber vielleicht zeigt genau das schon das Potential, das in diesem Ansatz der Bürgerbeteiligung liegt.

Wir gehen zum informellen Teil des Abends über. Inzwischen sind fast nur noch junge Menschen in der Kneipe. Wir philosophieren über das Licht als sechste Säule des Kneipp-Ansatzes, die hiesige Heavy-Metal-Szene und das Verhältnis der Tabarzer zu den Brotterodern. Irgendwann kommt die Wirtin zum Abkassieren.

Wir laufen durch die stille Tabarzer Nacht zum Hotel. Es riecht nach Herbst und nach Wald, über uns die Sterne. Plötzlich taucht hinter den Bäumen der rot leuchtende Gipfelmast des Inselsberges auf, und wir haben das Gefühl, dass es wohl weitaus schlechtere Orte zum Leben gibt.

www.tabarz.de

www.fussballzeitreise.de

www.kallenberg-pfeifen.de

www.heimatsterne.com

www.inka-thueringen.de

Was es heißt, vor zwei Fans zu spielen

Es waren einmal drei Freunde, die in den 90er Jahren während des Studiums in Münster eine kleine Band namens Kapelle Petra gründeten. Nach einem Auftritt vor zwei Zuschauern im Jahr 2010 wurden sie später immer bekannter und waren u. a. bei Sarah Kuttner oder Joko und Klaas zu Gast. Ihre Markenzeichen sind schrille Outfits, eine lebendige Bühnenskulptur und schräge Songs, die schon mal spontan auf einem Parkplatz performt werden können. Am 11. Oktober tritt die Kapelle Petra in Erfurt beim Textil-Festival auf. »hEFt« hat die Gelegenheit genutzt, im Vorfeld mit Leadsänger Opa zu sprechen

»Geht mehr auf Konzerte«, heißt euer Motto, was ja auch ganz gut zu einer Musik-Tour passt. Und ihr wisst ja auch, was es heißt, vor ganz wenigen Zuschauern zu spielen? In der Tat. Wir haben einmal irgendwo am Niederrhein gespielt. Parallel trat Lena in Oslo beim Eurovision Song Contest auf und keiner kam zu uns. Ich kann das gut nachvollziehen, hätte ich sonst ja auch gemacht. Wir kamen also an und es waren nur zwei zahlende Gäste und ein paar Angestellte da, die meinten, dass man zwischendurch auch war anderes schauen könnte. Es war trotzdem ein ganz lustiger Abend, wir haben einen Song daraus gemacht und unsere Konzertagentur hatte schließlich die Idee, das Ganze zum Motto zu machen.

Wie viele Leute haben denn eure jüngsten Konzerte besucht? In Münster haben uns zuletzt 500 Fans gesehen und beim Auftritt auf dem Open-Flair-Festival in Eschwege waren es immerhin 2000. Da wir nachmittags aufgetreten sind, war das schon eine richtige Hausnummer. Viele singen dann die Lieder mit und das ist dann schon beeindruckend und auch einer der Gründe, warum man das gern macht. Das ist schon toll, das macht Spaß.

Spaß ist ja auch so etwas wie der rote Faden bei euch. Das fängt schon mit dem Bandnamen an, beispielsweise gibt es bei euch den täglichen Siepe, also die tägliche Seife. Was hat es damit auf sich? Wir sind drei Freunde und hatten uns seinerzeit irgendwelche Spitznamen gegeben. Siepe heißt eigentlich Siepmann mit Nachnamen und hat damals immer »Gute Zeiten, schlechte Zeiten« geschaut, deswegen konnten wir auch manchmal nicht proben. Und weil es eine Daily Soap war, ist der Name entstanden.

Und warum heißt der Dritte im Bunde »Ficken« Schmidt? Ist das der Don Juan der Band? Ja, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. So ähnlich wie Siepe täglich Soaps geschaut hat, hat unser Schlagzeuger ... du weißt schon.

Wir decken mal den Mantel des Schweigens darüber. Ihr seid also drei aktive Musiker und habt noch Gazelle, euer Bühnenmaskottchen, der einfach nur stumm auf der Bühne sitzt. Wie

seid ihr denn auf ihn gekommen? Er gehört sogar zu den Gründungsmitgliedern der Band, ich hatte schon früher mit Gazelle Musik gemacht. Irgendwann haben wir dann aber gemerkt, dass Bass nicht so sein Instrument ist. Er hat es dann auch gemerkt und dann auch weiter weg gewohnt. Daher ist das eine gute Lösung. Er kann nun kurzfristig mit dabei sein, muss nicht proben und es gibt lecker Essen und Trinken, was ja auch gut zu seiner Figur passt.

Er ist wirklich immer mit dabei und fügt sich in sein Schicksal? Wir hatten auch schon ein paar Mal ohne ihn gespielt, aber mit ihm ist schon schöner. Gazelle wohnt jetzt in Krefeld, was etwa anderthalb Autostunden entfernt von uns ist. Er gibt dennoch sein Bestes, immer mit dabei zu sein.

Seid ihr 1996 angetreten mit dem Ziel, berühmt zu werden oder gute Musik zu machen oder beides? Gute Musik war damals nicht möglich. Unser Schlagzeuger wusste nicht einmal, wie ein Schlagzeug aussieht. Andere sind damals Kegeln gegangen und wir hatten halt Bock auf Musik. So war das am Anfang. Vor drei Jahren haben wir uns dann gesagt, dass wir mit 60 nicht zurückblicken wollen und uns selbst vorwerfen, es nicht wenigstens versucht zu haben. Nun machen wir eine richtige Tourplanung, es gibt regelmäßig neue Platten und wir reisen quer durch Deutschland. Wir können sagen, dass wir gerade die großartigste Zeit unseres Lebens verbringen.

Ihr tretet beim Textil-Festival der jungen Literatur in Erfurt auf. Wer textet denn bei euch? Das mache ich selber.

Und in welchen Situationen textest du? Beim Frühstück, wenn das Ei geköpft wird? So habe ich mir das eigentlich vorgestellt, aber das ist nur manchmal so. Es gibt Situationen, in denen es Klick macht und nach fünf Minuten der Song fertig ist, dann sitzt man wieder wochenlang am Text und schmeißt es am Ende doch weg. Ich kann es nicht planen, andere können so etwas vielleicht besser. Und ich habe für mich auch den Anspruch, nicht irgendeine B-Nummer zu schaffen. Auch wenn es lustig oder albern ist, muss es am Ende passen.



Was ist denn in dem Zusammenhang die Wortschöpfung »Stadtranderholung«, der Name eures dritten Studioalbums? Das ist keine Erfindung, das gab es wirklich. Ich war früher auf Stadtranderholungen. Wenn ich in den Sommerferien nicht genügend Geld hatte, um weiter weg zu fahren, war das eine gute Alternative. Es gab verschiedene lokale Anbieter, das hatte ein bisschen etwas von Pfadfindern und Ferienfreizeiten, man war nur tagsüber da und wurde abends von den Eltern wieder abgeholt. Ich weiß gar nicht, ob es das immer noch gibt.

Euren Song »Über Fußball reden« habt ihr im Borussia-Park vorgestellt. Du bist seit Jahren Gladbach-Fan? Gefühlt begleitet mich der Verein seit 45 Jahren. Ich bin aber eher der Radio- und Fernsehfan, der eher seltener ins Stadion geht. Und ich freue mich, dass unser Junge Christoph Kramer jetzt auch Weltmeister ist. Der Rest der Band hat nicht so viel mit Fußball zu tun

und ist, glaube ich, nur aus Böswilligkeit Hoffenheim-Fan. Die wollen mich nur ärgern.

Warum habt ihr eigentlich eine Petra im Namen, ohne dass eine Frau in der Band ist? Das ist so eine dubiose Geschichte, als wir uns ins Münster gegründet haben. Wir saßen in der Kneipe, hatten drei Bier getrunken und Ficken Schmidt hat mich gefragt, wie die Band heißen soll. Ich habe einfach aus einer Laune heraus »Petra« gesagt. Das hatte überhaupt keinen Grund, war also komplett sinnlos. Aus rechtlichen Gründen mussten wir noch eine Kapelle hinzufügen, weil es schon eine Band namens »Petra« gab. Es war also nicht wirklich spektakulär. Zack, Name, fertig.

Vielen Dank für das Gespräch!

/// Interview: Reinhard Huckle

Kapelle Petra tritt am 11. Oktober in der Turnhalle der Alten Salineschule in Erfurt auf. Weitere Infos unter www.kapelle-petra.de und www.textil-festival.de.



Das geht uns alle an!

Am 7. und 8. November findet in Erfurt der Antirassistische und Antifaschistische Ratschlag statt.

Wenn Menschen ertrinken, die versuchen, in kleinen Booten über das Mittelmeer zu gelangen, um in Europa ein Leben ohne existenzielle Bedrohungen zu führen, wenn wir uns die Taten des NSU vergegenwärtigen oder wenn in den Medien offen gegen Armutsmigranten aus Ost- und Südosteuropa gehetzt wird, dann geht uns das alle an. Es gilt, sich darüber bewusst zu werden, in welcher Gesellschaft wir leben wollen, ob es eine solidarische Gesellschaft sein soll, in der Platz für alle Bedürfnisse und Ecken und Kanten ist, aber kein Platz für Nationalismus, Rassismus, Faschismus, Sexismus, Antisemitismus oder Homophobie.

Nicht zuletzt aus diesem Bedürfnis heraus, sich mit der Welt auseinanderzusetzen und sie in diesem Sinne zu verändern, entstand Anfang der 1990er Jahre der Antirassistische und Antifaschistische Ratschlag; in einer Zeit, als Nazigewalt zur alltäglichen Bedrohung wurde und Menschen weder auf der Straße noch in ihren Häusern sicher waren. Damals haben sich linke, progressive Menschen in Thüringen zusammengefunden, um gemeinsam über rechte Gewalt bzw. das gesellschaftliche Klima, das sie ermöglicht, zu debattieren, um die Vereinzelung zu durchbrechen und um Gegenentwürfe zu entwickeln.

Mittlerweile findet der Ratschlag zum 24. Mal statt, diesmal in Erfurt. Das gesellschaftliche Klima hat sich in den letzten 25 Jahren immer mal wieder gewandelt, »Brennpunkte« haben sich verschoben, und so »wandert« der Ratschlag jedes Jahr an einen anderen Ort, um in verschiedenen Regionen die Aktiven zu unterstützen und auf die dortigen Probleme aufmerksam zu machen. Auf diese Weise verfolgt der Ratschlag zwei Ziele: eine kontinuierliche Vernetzung der Aktiven und eine Anbindung und Sensibilisierung von Menschen, die dem Thema grundsätzlich offen gegenüberstehen, mit gesellschaftlichen Missständen unzufrieden sind und sich engagieren möchten. Der Ratschlag vereint Raum für Austausch, die Möglichkeit, Neues zu erfahren, an Diskussionen und Diskursen teilzunehmen.

Wer sich nun fragt, wieso seit über 20 Jahren immer über das Gleiche diskutiert und gestritten werden kann, so könnte man antworten, dass Rassismus, Antisemitismus, Nationalismus, Sexismus nach wie vor existieren und Menschen einschränken, ausgrenzen und schlimmeres. Zudem wandeln sich gesellschaftliche Phänomene, Neonazis finden neue

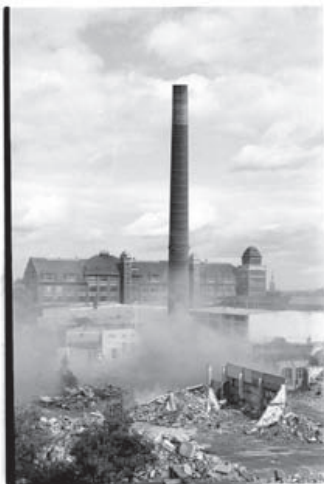
Aktionsfelder und es scheint schon normal, dass konservative Ideen in der sogenannten Mitte der Gesellschaft prächtig gedeihen. Die sich ändernden gesellschaftlichen Verhältnisse bringen aber auch neue Akteure mit sich, mit denen Anknüpfungspunkte zu suchen sind. Die Frage ist nicht nur, wie Nazis zu begegnen ist, sondern auch, wie die Verhältnisse, die Nazis hervorbringen, verändert werden können. Es geht also darum, Unzufriedenheiten gesellschaftlich erklären zu können, Einzelphänomene, wie Rassismus oder Burschenschaften, zu verstehen. Dafür organisieren Jahr für Jahr Menschen mit verschiedenen Hintergründen ein Wochenende mit verschiedenen Formen und Inhalten.

Im diesjährigen Aufruf klingt das so: »Wir kommen aus Gewerkschaften, der Antifa-Bewegung, aus Bürgerbündnissen, Parteien und undogmatischen linken Gruppen. Außerdem sind wir Einzelpersonen, die sich gegen Nazis und die Verhältnisse, die sie ermöglichen, engagieren. So unterschiedlich wir sind, so unterschiedlich sind auch unsere Analysen und Strategien gegen Rassismus und Neonazismus: Geht es um gesellschaftliche Breite und liegt der Fokus auf der Verhinderung von Nazi-aufmärschen? Geht es um Aufklärung der Bevölkerung? Sind Rassismus und Antisemitismus notwendige Erscheinungen in einer kapitalistischen Gesellschaft und liegt die Lösung deshalb in der Abschaffung kapitalistischer Verhältnisse? Der Ratschlag versteht sich als Ort für Auseinandersetzung auch mit diesen Fragen.« Konkret wird es dann in verschiedenen Workshops zum Beispiel um die Verwicklungen der deutschen Geheimdienste in den NSU gehen. Weitere Themen sind rassistisches Polizeiverhalten (Racial Profiling), Nationalismus und Volksgemeinschaft und es wird der Frage nachgegangen, wie Proteste von Geflüchteten unterstützt werden können. Also, unbedingt hingehen! /// **Almuth Richter**

Weitere Infos, Orts- und Zeitangaben:

www.ratschlag-thueringen.de





von Andreas Thurm
aus der Serie »Pictures from a last century (als
Leipzig noch nicht Hypezig war)«, 1995



von
Sebastian Weise







von Carolin Krah
aus der Serie »solitude«

All die Dinge

Von Anne Büttner

Ein paar Eierplätzchen und eine Tasse guten Bohnenkaffees. Und später, zum Fernsehen dann, ein bis zwei Gläschen Likör. Mehr braucht es nicht.

Vor die Tür gehen müsste sie dafür nicht noch einmal. Es ist alles da. Mehr als das – es ist immer mehr als alles da. Siedewurstchen für die Schwiegersöhne, Couscous-Salat für ihre Große, gefüllte Oliven für Martin. Streichwurst, Schokoladenaufstriche, diverse mit Früchten. Und Joghurt – der griechische, weil Bärbel, ihre Jüngste, den gern mag. Käsekuchen für Johann und Emma – etwas mehr diesmal, falls sie wieder einen Freund mitbrachten. Allerlei Fremdnamiges, Buntverpacktes und Allergiegeeignetes. Und Eis. Dosenfrüchte natürlich auch. Gesüßt, der diabetesverschonten Enkel wegen. Und, sich selber wegen, Likör.

Aber noch ist es nicht an der Zeit für Likör. Schließlich ist das Kalenderkästchen weder mit einer Girlande noch mit einem Tannenzweig verziert. So ein Tag ist heute nicht. Und auch nicht der, den sie mehr als alle anderen hätte streichen wollen und im Kalender auch hätte können; den sie dann aber doch mit einem Kreuz hinter dem Namen ihres Mannes markiert hatte. Der Tag, der mehr als alle anderen eine Abweichung rechtfertigte. Heute ist solch ein Ausnahmetag nicht. Heute ist Alltag.

So gegen zwei, schätzt sie. Konkreter wird die Uhr nicht, die als solche kaum zu erkennen ist und deswegen laut Schenker besonders stilvoll sei. Weil sie ein Geschenk war, bat sie nicht darum, die zeit-lose Uhr abzunehmen und stattdessen wieder die alte anzubringen. Die mit den kleinen Schnitzfiguren in ihren kleinen Schnitzfigurenwohnkästchen.

Ein bisschen führt sie selbst so ein Schnitzmenschleinleben. Das erste Mal verlässt sie ihr Wohnkästchen morgens um halb fünf, fünf. Auf ein paar Minuten kommt es nicht an. Nur umsonst mag sie die zwei Stockwerke nicht gehen, seit aus den Zipperlein Beschwerden geworden sind. Deswegen schaut sie jetzt immer noch einmal aus dem Fenster, wenn sie meint, das Klappern des Briefkastens gehört zu haben. Tauscht, wenn sie das Rad des Postboten vor dem nächsten Eingang sieht, ihre Pantoffeln gegen die Leichschuhe und geht treppab, wo sie dem Emaillekasten die Tageszeitung entnimmt. Da sie die meisten Buchstaben ohnehin nur mit Lupe erkennt, geduldet sie sich mit der Lektüre, bis sie zurück ist in der Wohnung, auf ihrem Lesehocker am Küchentisch.

Der Kaffee ist dann auch durchgelaufen. Eher müsste er gar nicht fertig sein. Es spricht also nichts dagegen, weiter die alte Maschine zu nutzen, statt die Apparatur, die seit ein paar Wochen auf der Anrichte thront. Direkt neben dem Brotbackautomaten, der, anders als inzwischen die meisten Geräte in der Wohnung, tatsächlich ausschließlich das kann, was die Bezeichnung vorgibt.

Seit jeher fühlt sie sich Dingen näher, die über maximal zwei Silben und höchstens ebenso viele Funktionen verfügen. Die zu finden jedoch immer schwieriger ist. Selbst für den täglichen Einkauf braucht sie, seit immer neue Waren die Regale kolorieren, mittlerweile fast länger als für den Hin- und Rückweg. Weil sie mit den Produkten ohnehin nichts anzufangen weiß, hat sie aufgehört, die Zeitungsbeilagen zu studieren. Allenfalls blättert sie ab und an noch aus Gewohnheit darin herum. Manchmal ist ihr so, als wären die Beilagen mittlerweile dicker als die Zeitung selbst. Teurer ist sie trotzdem geworden. Und, wie die Schwiegersöhne sagen, auch schlechter. Genauso schlecht fast schon wie alle anderen. Eigentlich brauche es gar keine Zeitung mehr. Zumindest keine gedruckte, die ohnehin viel zu wenig Service biete und Informationen allenfalls täglich. Sie nickt dann immer. Die Schwiegersöhne kennen sich da besser aus.

Wenn sie nicht wollte, dass ihr Abonnement sich um ein weiteres Jahr verlängerte, müsste sie irgendwann mal danach gehen. Vielleicht, wenn es irgendwo anders eine

Prämie gab, mit der sie den Enkeln eine Freude machen kann. Mit Quarzuhren, Trinkflaschen oder Einkaufstaschen jedenfalls nicht mehr. Da fällt ihr ein, dass sie irgendwo noch so ein kleines Ding für den Schlüsselbund hat, das sie neulich beim Einkaufen an so einem Rad erdreht hat. Irgendetwas ganz Tolles hatte es damit angeblich auf sich. Sicher wüssten das die Schwiegersöhne auch. Oder Martin.

In den Semesterferien hat er den Kopf immer etwas freier. Vielleicht verrät er ihr dann auch gleich noch, wie man an dem neuen Fernsehapparat umschaltet. Bestimmt drei Mal schon hatten die Schwiegersöhne es ihr erklärt und sie entsprechend oft genickt. Noch einmal wollte sie sie nicht danach fragen. Die Schwiegersöhne sollten nicht das Gefühl haben, als wüßte sie deren Mühe nicht zu schätzen, extra ein Gerät für sie auszusuchen, das nicht nur zeitgemäß, sondern auch kinderleicht zu bedienen sei. Und das ist es wohl tatsächlich. Johann und Emma zumindest wussten auf Anhieb, welche Knöpfe sie in welcher Reihenfolge drücken mussten, um fernzusehen oder um andere Geräte daran anzuschließen, auf denen sie spielen oder Musik machen konnten. Am liebsten mit anderen zusammen. Neuerdings waren die beiden ganz versessen darauf, Schulfreunde mitzubringen. Allesamt wohlerzogen und gescheit, nur etwas laut manchmal. Aber länger als ein, zwei Stunden blieben sie ja nicht. Und wo sie schon so ein tolles Gerät besaß, wäre es doch Unsinn, es nicht ausgiebig zu nutzen. Zumal die Geschwister wohl ohnehin nicht mehr lang mit Würfeln oder – wenn Emma mit Wünschen an der Reihe war – Kartenspielen zu begeistern gewesen wären. So ist das nun mal. Sie hat Verständnis dafür. Und wenn ihre zwei jüngsten sie mal einen Tag nicht besuchen kämen, dann wäre das eben so.

Allein wäre sie ja trotzdem nicht. Schon wegen ihrer Töchter nicht, die, wann immer es ihre Schichten zulassen, vorbeikommen. Sie hatte ihnen schon oft versichert, dass sie das nicht bräuchten. Aber die Töchter wollen es so. Und dank der Schlüssel, die sie für alle, also auch für solche Fälle haben, können sie es auch. An manchen Tagen sogar zweimal, wenn sich der Dienstplan oder ein anderer kurzfristig geändert hat.

Sie selbst hat keine Pläne. Eher Gewohnheiten. Auch liebgewonnene. Wie ihre Sendung, die sie unter der Woche jeden Nachmittag schaut – sofern Johann und Emma schon gegangen sind und ihr vorher wieder den richtigen Sender eingestellt hatten. Und sofern niemand anrief, um über Ereignisse – meteorologische und andere – zu berichten. Keinesfalls sollten sie das Gefühl haben, als sei ihr Fernsehen wichtiger als ein Telefonat mit den Lieben oder den Lieben der Lieben.

Mit all jenen, die sie nacheinander aus dem Bilderrahmen anlächeln. Nicht einmal mehr Batterien brauche der. Sei alles solarbetrieben, hatte der Schwiegersohn betont und sie dazu genickt. Beeindruckt, wie sie hoffte. Es sei doch viel schöner und viel übersichtlicher auch. Und in der Schrankwand habe sie auch wieder mehr Platz. Da könne man doch auch mal überlegen, wie sie den nutzen wolle. Mit ein paar Lautsprechern vielleicht? Oder einem neuen Radio, passend zum Fernseher? Oder ob die alte Schrankwand nicht vielleicht sogar ganz weg und durch ein Sideboard ersetzt werden könne. So ein edles. Natürlich müsse man sich dann etwas mit den Büchern überlegen, die sähen ja dann dort nicht mehr aus. Aber auch da ließe sich bestimmt eine Lösung finden. So ist das eben. Irgendwann werden all die Dinge einfach da sein und all die anderen einfach weg.

Wie jetzt zum Beispiel gleich ein paar der leckeren Eierplätzchen. Weil ihre Älteste heute Mittelschicht hat, sie nur für sich selbst nicht kochte, ihr das vom mobilen Menüservice gelieferte Essen aber auch nicht zusagte, knurrt ihr mittlerweile der Magen. Immerhin hat sie seit gut acht Stunden nichts mehr gegessen und da ja auch nur die morgendliche Scheibe Marmeladenbrot. Bald kämen Johann und Emma, so lange würde sie

noch warten können. Bloß weil sie vergessen hatte, etwas zu essen, musste sie ja nicht den ganzen Rhythmus durcheinanderbringen. Den Kaffee, den könnte sie ja schon einmal ansetzen. Wollte nicht später auch der Schwiegersohn noch vorbeikommen?

Ihr ist, als hätte Bärbel am Vorabend so etwas erwähnt, als sie über die endlich bewilligte Erholungskur sprach und darüber, dass sie also die nächsten drei Wochen nicht würde vorbeikommen können. Anrufen schon, auch täglich, versprochen. Aber vorbeikommen eben nicht. Den Schlüssel bräuchte sie dann ja nicht. Den gäbe sie dann einfach ihm. Er würde sicher nicht lang bleiben. Spätestens zu den Nachrichten wäre er weg. Der Schwiegersohn lässt seinen Tag gern in Ruhe ausklingen. Zuhause. Allein. Das geht nicht gegen sie, versichert ihr Bärbel, das solle sie bloß nicht denken. Manchmal braucht er einfach Zeit für sich. Ohne reden oder zuhören zu müssen. Noch nicht mal den Lieben.

Sie nickt. Der Ärmste. Er kann sein Ohr nicht einfach ausstellen, wie sie. Seit der Hörakustiker ihr erklärt hatte, wo sie drücken musste, trauert sie ihrem alten Ohr nicht mehr hinterher. Nur wie sie es wieder anstellen kann, vergisst sie manchmal. Aber dann nickt sie einfach und hofft, dass ihre Verständnislosigkeit nicht auffällt. Wo ihre Lieben sich doch so viel Mühe gegeben haben mit dem neuen Gerät.

Prosa-Miniaturen

Von Jonis Hartmann

depri

Ein asymmetrischer Mensch steckt sich vor der Tür eine Zigarette an. Durch die Straßen fegt der Wind Staub und Papier, die sich an seiner windabgewandten Seite ablagern. Daher die Asymmetrie.

Grenze mit Stelle

Das Haus steht dicht an den Schienen. Extrem dicht. So, als wäre die Planung der Bahnlinie brutal über das Grundstück hinweggegangen wie ein Radiergummi. Aber es war anders herum. Das Haus kam später. Es suchte sich einen Grund, beleidigt zu sein, und das ist es gerne. Wer da wohl drin sitzt, die Wand mit Fenster anstarrend?

Kumpels in Moll

Sie müssen Bäume fällen. Sie können nicht anders. Sie fällen auch ihre Entscheidungen wie Bäume. Zum Beispiel aufzubrechen. Nach Norden. Immer weiter. Bis dahin, wo keine Bäume mehr sind. Endlich Zeit zum Kartenspielen. Einmal in Ruhe dort nachdenken, wo der ganze Boden ein Bett aus Moos ist.

Mit der Fähre in deinen Körper

Ich will die Dornenkrone. Gib sie mir, kein anderer soll sie haben. Zwei Flugzeugkondensstreifen kreuzen sich, darunter wetzen Schafe ihren Pelz am Stacheldraht. Lachend. Dort ist Golgatha. Man hat einen guten Blick auf die Dinge von dort. Wichtig wäre man auch.

Namen

In der Stadt Hafen kreisen die Möwen. Sie haben ein Ziel. Nahrung. In der Stadt Berg segeln die Dohlen. Sie haben das gleiche Ziel. In der Stadt Feld liegt ein Mensch. Er ist am Ziel und bald Nahrung für die Raben der Stadt, hüpfend in der Nähe.

Kacketische Klovolution

Von Julia Neuendorf

Ich fühle mich einsam, wenn ich auf dem Klo sitze. Überhaupt ist es ein ziemlich enger Raum, ganz ohne Ausblick. Wenn ich dort bin, entgeht mir nicht, was meine Nachbarn tun. Ich kann alles hören. Ich weiß, sie sitzen über mir, unter mir, neben mir und fühlen sich einsam, wenn sie es tun. Ich möchte das nicht.

Mich hat niemand gefragt und doch spaziere ich ernsthaft durch den Block, in dem ich wohne. Ich führe Protokoll. Über jedes Stockwerk. Über jeden Gang. Der erste Eindruck ist: alles gleich! Auf neun Stockwerken: alles gleich! Pro Stockwerk zwölf Parteien. Ich erkundige mich bei den Mietern. Sie sagen alle das Gleiche. Deshalb besorge ich mir den Bauplan, der das bestätigt: Wir haben alle die gleiche Wohnung! Jeder das gleiche Klo. 2,5 Quadratmeter. Mehr nicht! Und jeder blickt beim Vollzug auf die Wand, hinter welcher der Hausflur beginnt.

Jeder weiß es, aber keiner sagt es: »Irgendwie schauen wir uns doch alle dabei an.« Eigentlich könnte ich meinen Nachbarn winken, wenn ich es tue, und meine Nachbarn könnten mich grüßen, wenn sie den Gang entlang kommen. Doch so frei wir sind nicht. 2,5 Quadratmeter halten uns gefangen. Unser tiefstes Inneres erleben wir allein. Die Schwelle zum Hausflur ist Niemandsland. Die Situation ist angespannt. Die Stimmung ist mies. Der Fernseher läuft. Der Alkohol ist treu wie ein Hund. Die Füße stinken. Hier gibt es nichts zu lachen.

Die ganze Angelegenheit ist ein höchst exemplarisches Beispiel des Albernem und Irrationalen. Irgendwie hängt dem ganzen Prozedere sogar noch etwas Mythisches an, fast so, als hätte die Aufklärung an dieser Stelle ganz besonders versagt. Dabei ist die Natur und nichts als die Natur erfüllt von Wahrheit. Und genauso macht uns auch der braune Schöpfungsakt vor, wie es geht. Er ist nicht eitel. Es ist ihm völlig egal, dass ihm ein außergewöhnlich starker Geruch anheftet, und es kümmert ihn nicht, dass er nicht zu den schönsten Produkten auf unserem Erdenrund zählt. Nein, er zeigt sich schlicht und einfach als das, was er nun einmal ist. Kacke eben. Kacke, die, als etwas von uns selbst, uns selbst verlässt und als unser Selbst nach Außen tritt.

Und was tun wir? Wir würdigen sie nicht. Wir danken ihr nicht. Wir zeigen sie nicht herum und teilen sie nicht mit anderen. Nein, wir spülen sie, ohne ihr eine gute Reise zu wünschen, herunter und ahnen dabei nicht einmal, wie viele trostlose Gesellen unten in Kanälen ein einsames Dasein fristen. Doch, ob wir nun wollen oder nicht, wir sind die Mütter und Väter vieler Würstchen, und ich fordere alle dazu auf, endlich zu gestehen, wie ähnlich wir ihnen sind.

Die Wirklichkeit aber ist eine andere. Wir reden nicht darüber, was aus uns raus macht. Der Anstand, die künstlichste und falscheste aller gesellschaftlichen Gepflogenheiten, fordert, es soll ein Geheimnis bleiben, was wir dort produzieren. Der Volksmund nennt es PFUI und manche behaupten sogar, es nie zu tun. Doch den braunen Schöpfungsakt, der nur mit viel Druck entsteht und alle Körperkräfte fordert, zu verleugnen, darauf steht die Verstopfungsstrafe oder eine andere Depression. Denn worauf der Mensch stolz ist, das soll er zeigen. Wodurch der Mensch sich frei fühlt, das soll er nicht geißeln. Was der Mensch mit seinen Sinnen so bewegt aufnimmt, dessen soll er sich nicht schämen. Reden soll er darüber können, wenn ihm unerwartete Formen entspringen. Beklagen soll er, wenn es plätschert. Und prollen und prallen soll er dürfen, wenn Größe und Masse überraschen.

Dieses Paradies der unbeschwerten Erleichterung jedoch liegt noch in weiter Ferne. Mutige Vorstöße in seine Richtung wurden bislang leider nur als ein übermäßiger Hang zum Fäkalhumor gewertet. Allen Anfeindungen zum Trotz aber schimmert der absolute Geist der Fröhlichkeit entschlossen am Horizont und lässt sich wie der große Held einer

provokativen Sage nicht von den Minderwertigkeitskomplexen der Spezies Mensch beirren. Denn wer sich beim Kacken klein fühlt, anstatt edel und erhaben mit seinem After auf der Schüssel zu thronen, verdient kein Mitleid, sondern Strafe. Möge ihm der Blitz des Zeus die Backen spalten und der heilige Sankt Proktologikus gerade keine Sprechstunde haben!

Ja, es muss etwas geschehen und daher fordere ich: »Der unwürdige und lieblose Umgang mit unseren Exkrementen muss endlich ein Ende habe! Bedenkt euch, Menschen! Bedenkt euch!«

Doch haltet noch ein, auch wenn ihr nun begeistert seid! Die gemeinsame Erschaffung eines beeindruckend großen Denkmals kann nämlich nicht alles sein, auch wenn es uns auf unseren täglichen Gängen durch die Stadt daran erinnert, was wir sind. Nein, die Stimulation der Sinne ist nicht genug! Der Mensch muss endlich aktiv werden! Er kann nicht länger passiv hinter der Erkenntnis, dass kacken weder ein peinlicher noch ein intimer Moment ist, zurücktreten. Im Gegenteil, kacken verbindet, und da der Mensch nicht ohne andere Menschen sein kann, ist es allerhöchste Zeit, nach einer lebenspraktischen und realistischen Lösung zu suchen, damit all das Angestaute schlussendlich selig und sanft dem Ausgang entgegen trudeln kann.

Und deshalb frage ich: »Ist es denn wirklich möglich, dass es auf dieser ganzen Welt so viele Designschulen und Architekturbüros gibt und nicht eine von ihnen die Notwendigkeit erkannt hat, die Klos alter sozialistischer Plattenbauten mit einem Fenster zum Hausflur zu versehen?« Gerade im sozialen Brennpunkt Platte, hier, wo sich die Nachbarn anknurren und zusammenfallen, wird das Klofenster zum Flur zum gesellschaftlichen Highlight. Neue Öffnung nach außen! Nieder mit dem stillen Örtchen! Disko und Stammtisch, statt Stummfurze und Duftkerzen! Zeig deinen Nachbarn, wer du bist! Lass sie teilhaben! Verstecke dich nicht länger! Mach dir nichts vor! Mach es ihnen vor! Und lass es dir vormachen! Mach mit! Ja, stoppt die Unterdrückung! Beendet die Unterlassung! Lasst es raus! Lasst es geschehen! Egal wo, egal wann! Und sehet da, ihr Menschlein, der ganze Kosmos schwingt in kloakiger Harmonie!

Es wird so viel geredet über Toleranz und Akzeptanz, doch Worte allein stiften noch lange keinen Frieden. Dabei müsste aber doch wohl jedem klar sein, dass es ein jähes, ja gerade zu geradezu explosives Ende nimmt, wenn wir uns nicht endlich dem Alltäglichsten öffentlich und bedingungslos hingeben. Warum also riskieren wir immer wieder unnötige darmatische Kämpfe und widersetzen uns auf so törichte Weise der einen, der großen Naturgewalt? Diese Schlacht kann der Mensch nicht gewinnen. Also ran an die Arbeit! Brainstorming auf dem Klo! Zieht die Schreibtische zu euch ran! Hisst die Fahne! Wir sind die Veränderung! In ist out, out ist in!

Der mehrphasige Aktionsplan muss stehen! Die Ideen müssen furzen! Lasst uns die ganze Welt mit Workshops und Anschauungsmaterial überhäufen! DER MENSCH MUSS ENDLICH LERNEN, SICH SELBST ZU INTEGRIEREN. Zuerst muss er seine eigenen Kulturen achten, bevor er auf andere losgeht! Wie anders kommt er dann bei anderen an! Ja, erst dann, wenn er sich selbst nicht mehr verleugnet, verleugnet er auch andere nicht und kann endlich aufhören, sich wie ein wütender Kackspast aufzuführen. Überlässt der Mensch das Banale dem Banalen und versucht nicht länger, etwas Exklusives daraus zu machen, wird echte Nähe möglich. So werden Kriege vermieden! Das ist die Geburtsstunde des Verständnisses. Das Himmelreich! Die neue Kirche!

Es ist doch so einfach: Das Klo macht keine Unterschiede! Hoch lebe die Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit der Latrine! Auf dass sie einst unser Taufbecken werde! Also, Menschheit, kote nicht länger heimlich und verstohlen vor dich hin und lass die Liebe auf die Tube drücken!

Ach, wie gern hätte ich ein solches Fenster zum Flur! Ich würde es öffnen. Kommentare über den Verlauf der Sitzung eingeschlossen. Denn wie herrlich ist doch die Vorstellung eines dampfenden Hausflurs und eines freudig ausgeschlossenen Nachbarn, der die Zeitung beiseite legt, wenn du vorbei kommst und mit dir spricht.

Die schönsten Blumen wachsen nun einmal auf Mist und nicht auf den geschlossenen Betonwänden gesellschaftlicher Sterilität.

The Loo

Von Roland Bärwinkel

Wir leben seit zwei Jahren hier oben an der australischen Ostküste, im nördlich gelegenen Teil des Sunshine States. Mein Vater überraschte mich mit der Idee, mir an einem besonderen Strand das Surfen zu zeigen. Und er hoffte, es gelänge ihm, mir das ganze auch beizubringen. Wenn er bei solchen Gelegenheiten richtig ernst wurde, machte ich mich gerne lustig über ihn. Das war so ein Deal zwischen uns beiden, und er klappte. Zumeist. Wie zwischen Männern. Wir hatten gute Chancen, denn wir fuhren ja nicht los, damit er mich von einer mir verhassten Sportart zu überzeugen hatte. Mich auf seine Seite zu ziehen, wäre sowieso aussichtslos gewesen. Und wir hätten auf das hier verzichten können. Geld gespart. Ärger. Fiese Laune. Schlechtes Benehmen. Ausrasten. Aufgabe wegen technischen K.O.s. Noch ein pädagogisches Debakel. Würden wir auch hier von den beißenden Fliegen traktiert? Eine üble Erfindung der Evolution, Gottes, der Aborigines. Als Rache für das, was hier mit ihnen am Laufen ist, ehrlich. Das sieht sogar ein Blinder. Zwei von ihnen gehen in meine Klasse. Das möchte ich an ihrer Stelle keine komplette Woche in dieser Schule.

Ich kannte diesen Strand nicht, wie ich das neue Zelt noch nicht ausprobiert hatte, was auch für Dad galt. Also hatte er mich am Haken, zumal er von Rochen gesprochen hatte, und dass, wenn wir dort einen Handstand machten, die in Europa eigentlich uns mit dem Wasser von den Füßen bis zum Bauch sehen können. Konnten sie aber nicht. Wir beide wussten es, aber es sich vorzustellen, das hatte was. Die ahnungslosen Europäer. Man musste sie nur an einem schattenlosen Strandstück erleben, auf einem Katamaran, in Nationalparks. Die volle Dröhnung Ozonloch. Tücher gelten bei denen schon als Kopfbedeckung. Kurz mal Nase, Stirn und Arme eingecremt. Die weiche Stelle hinter den Ohren, aber das herauszufinden hilft hier einem sehr die Sonne zwischen elf und drei. UV-Strahlung gibt's ja nur, wenn keine Wolken sind, aber gaaaaanz sicher. Nicht mal ein T-Shirt trugen diese Weißnasen im Wasser. Die rothaarigen, sommersprossigen von der Insel genauso schlimm wie die Deutschen. Mit Absatzschuhen am Strand, durch den Busch. Oder Profiequipment, aber keine Ahnung und untrainiert.

Zur Vorbereitung, und was überhaupt nicht meine Art war, las ich den Roman über das Surfen von Tim Winton. Einiges an diesen Abenteuern in *The Breath* erhoffte ich mir auch. Und da Dad ein guter Schwimmer war, nennen wir es eine Wasserrate, war davon auszugehen, dass er nicht kurzerhand müde oder desinteressiert werden würde. Denn immerhin stand nicht nur in Aussicht, mir etwas im Wasser beizubringen. Es wäre für ihn auch eine neue Dimension in der Beziehung zwischen sich und seinem Sohn. Stolz und Eitelkeit, damit konnte man es auch auf den Punkt bringen.

Dad ließ mich auf einer brettharten, welligen Strecke das Auto fahren. Was für ein Einstieg. Zwar weit und breit keine Shark Bay, aber immerhin. Als wir mit unserem 4WD innerhalb eines Regenwaldstückes auf der herausgesägten Fläche ankamen, die für Camper angelegt worden war, erkannte ich außer einer Art Dusche zunächst nur den Feuerplatz. Anders als an den Küstenstränden gab es hier keine echte Koch- und Grillgelegenheit mit Strom. Normierte, großartig praktische und haltbare Anlagen über hunderte von Kilometern. Dafür einen uralten Feuerkessel auf einem Dreibein. Das, das nannte man Campen. Um uns herum war es ruhig, eigentlich war es still. Was für ein Ort. Im Funkloch. Ein ganz stilles Örtchen, warum nicht. Wir schmunzelten, wir zwei Entdecker. Als wir das Tarp über unser rundes, grünes Ding spannten und die Heringe in den Boden mittels stumpfer Axt stanzten, blickte ich mich um nach einem Klo. Ich musste, dass mir die Bolzen am Hydranten zu platzen drohten. Ich ging um eine große ausgebleichte Tafel mit Erläuterungen herum und prägte mir die wichtigsten Piktogramme ein. Sie waren

nicht viel anders als an anderen Stellen, nur gab es hier Warnung vor Dingorudeln und vor zwei Taipan-Arten. Das mussten Schlangen sein, die aussehen konnten wie ein Eukalyptusstamm, wenn man Rinfäden herunterriss, oder Totholz. Laub. Schlamm. Schlagen sie ihre Zähne in ein anderes Lebewesen, konnte man, wenn man es konnte, von 150 herunterzählen. Was nicht hieß, dass man die Garantie erhielt, noch bis Zero durchzukommen vorm Tod durch Lähmung und Erstickern. Ich hoffte, am Ufer nicht auf die großen Warntafeln zu stoßen, die davon abrieten, beim gegenwärtigen Befall mit Box Jellyfish überhaupt ins Wasser zu steigen. Das Neopren hielt zwar die meisten Körperteile unter Verschluss. Hände, Füße, Hals und Kopf aber wären völlig ausgeliefert diesen ätzenden Tentakeln. Vernichtungsschmerz, so sagte Dad über die Wunden, die man sich bei Berührung mit dem durchsichtigen Glibber zuzog. Hässliche Quaddeln, farbige Striemen. Das Leben lang gepeinigt. Und Scheiße sah man auch noch aus.

Ich steuerte irgendwie als nächstes auf etwas zu, das einen Raum darstellen konnte. Als ich weiter um einen Verhau ging in der Größe von drei aneinander geparkten Hummer, kam ich zu einer Art Eingang. U-förmig hatten Leute grob, einfach und doch stabil genug einen Raum geschaffen, in dem es Behelfstische gab und eine windschiefe Bank, alte Schüsseln, eine Ablage. Eher abgeworfen als hin gestellt, ein riesiger Kühlschrank nahe am Eingang. Seine Tür durchrostet in der Farbe des Ayers Rock in den späteren Stunden des Tages. Koralle oder Bürstenbaum. Das Bremslicht eines heran jagenden Jeeps. Oder das Fell des Lumholtz-Baumkängurus auf der Atherton-Hochebene. Ich konnte mir nicht recht vorstellen, dass das Gerät funktionierte. Und noch weniger, dass dieses Ding was wie Essen und Getränke kühlend beinhaltetete.

Ich drehte mich wie angestochen um, und da war es. Das konnte es nur sein. Keine 100 Schritte von unserem Zelt entfernt, stand da ein Klo. Ein stilles Örtchen, ein Loo, wie Dad hier sagte. Wenn ich zurück sein würde, durfte er soweit sein, dass wir unsere Sachen aufnehmen und den Weg zum Strand suchen gingen. Auf dem Klo benötigte ich mehr Zeit als gewöhnlich. Das lag an den bekritzelten und bemalten Wänden. Sogar Notizzettel waren aufgesteckt wie Insekten eines Sammlers. Die Handschriften, die Anreden, die Unterschriften. Es gab keinen Zweifel. Das hier war die einzige Toilette für alle im Universum zwischen dem Strand und der sechs Meilen nordostwärts gelegenen Auffahrt zum High Way und einer Tanke mit Klo, ca. zehn Meilen dahinter. Den Sprüchen war ich schnell verfallen, kein Wunder, wenn ihr euch das hier mal anhört: Du kannst gehen, wenn du meinst. Wer von meiner Flasche nimmt, ist tot, bevor er das Wort denken kann. Deine Familie sterbe an Syph. Hier hört dich bestenfalls E.T. Braucht eine einen richtigen. Best location for por-now. G'day mate. Keine kann es dir so. Der hier kann dein Paradies werden. Donnerstag, 25 Uhr 69 hier. Der da mit dir ist, betrügt dich. Und sich. 14you. Eine nicht zu Ende gebrachte Stellung, ins Holz mit einem Messer gekerbt.

Wir hatten mit großer Vorsicht jedes Mal einen Fluss überqueren müssen, an dem keine Furt zu entdecken war. Wir machten es offenbar besser als dieser Typ, der bei Darwin am Angeln gewesen war. Seine Sehne hatte sich verheddert, also ist er rein in den Fluss. »Michael Jackson« erwischte ihn, ein Brocken von vier Metern, den die Einheimischen und Ranger auf unsere unnachahmliche Art von Humor so getauft hatten. Erlegt und geöffnet, kamen die Überreste vom Angler zum Vorschein.

Ich hatte mir etwas den Magen verkorkst, hatte mich aber richtig reingelegt und nicht untalentierte in mein Surfprogramm gestartet. Ich paddelte viel mehr, als zu surfen, was aber gut für meine Arme und meine Brustmuskulatur war. Wellen kamen herein, die zum Fürchten waren, und mein Dad war es, der mich zurückhielt, weil er die und mich besser

kannte. Noch nicht. Noch nicht jetzt. Deine Zeit kommt schon noch. Wir hatten einen Klappspaten dabei und entleerten uns am Saum zwischen der Graslandschaft und dem Ende eines Strandes. Von ihm aus bis zum Wasser hätte man gut ein Kreuzfahrtschiff in Längsrichtung abstellen können. Ein Gang zur Toilette hätte, hin und zurück, eine gute Stunde bedeutet. Eine geklaute, was niemand von uns wollte, obwohl wir es gewohnt waren, lange Strecken für einfache Angelegenheiten zurücklegen zu müssen. Wir probten x- und x-mal, den einzig richtigen Moment zu erwischen, in dem man halbwegs alle Bedingungen beieinander hatte, um locker und mit geringem Aufwand schnell auf das Brett zum Stehen zu kommen. Dad überraschte mich mit seiner Geduld, seinen klaren Anweisungen, seiner Zielstrebigkeit, die mich mitnahm und aufmunterte. Statt der abgeknapsten und hart erkämpften fünf freien Tage, die ihm die Firma nach 14 Monaten gewährte, wäre ich locker zwei Wochen hier geblieben. Mit ihm. Wir verstanden uns, machten Feuer, Essen. Verzichteten aufs Duschen. An diesem vierten Tag rumorte es unüberhörbar in meinem Bauch. Hatte ich falsches oder von was zu viel gegessen? War etwas von unserem Proviant nicht mehr ganz frisch gewesen? Hatte ich mich trotz der Lufttemperaturen verkühlt, weil ich kein Ende, wie auch, finden konnte? Und, am frühen Abend, leicht frierend auf dem höher liegenden warmen Sand, der sich doch abkühlte, saß und ihm zusah, wie er ruhig und gleichmäßig das Wasser pflügte? Um nicht immer alles mitschleppen zu müssen, hatten wir uns ein Versteck gesucht und es ausgebaut zur Unkenntlichkeit. Darin unter Holz und Laub und Farnfächern, in ihren Überzügen die Bretter und die nach unten isolierte Decke mit den Trinkbechern, Tellern aus Plastik und einem Reparaturset. Dad war soweit, den fertigen heißen Tee in unsere Flaschen zu füllen, nichts, was wichtiger war an Proviant. Im Rucksack dazu befand sich eingeschweißtes Brot, feste Wurst, Müsliriegel und Tüten mit verschiedenen Nüssen, Rosinen und Paw Paw sowie anderen Stärkungen. Sensationell, diese Paw Paw, Leute. Mango-Aprikose-Vanille-Geschmack, nur besser. Nur ein einziges Mal war Dad Menschen begegnet. Ein Junge und ein Mädchen. Sein Mädchen? Sie standen am Kühlschranks, als warteten sie darauf, dass ihre Undies kühl genug geworden sein würden, um sie anzuziehen. Sie hätten eher ein düsteres Paar abgegeben und es hätte sie nicht im geringsten gestört, dass er vom Klo aus alles mithören konnte. Musste. Der Kerl zischte, als wäre er langsam am Explodieren. Vorwürfe, sie hätte es mit seinem Freund. Dad meinte, er habe durch die beiden Türen ihr Lächeln gespürt, förmlich gespürt, ihre verführerische Unschuldsmine. Sie ließ ihn auflaufen, machte ihn mit ihrem Schweigen mürbe. Seine Flüche hätten etwas Gewalttätiges an sich gehabt. Doch als er heraus kam, war da niemand, niemand. Und weit und breit keine Spur, kein Hinweis und schon gar kein Fahrzeug. Wollte er mir ein bisschen Angst machen. War es ihm hier zu ruhig? Andererseits erinnere ich mich nicht, dass er je so über diese Dinge gesprochen hatte.

Ich bekam Durchfall, wie man The runs, the shits & the squits nur haben konnte. Natürlich konnte er schon losziehen, ich musste schließlich nur noch aufs Loo, wenn auch schon ein drittes Mal seit 3:40 Uhr. Zugegeben, ich bin etwas aufgelöst, was weiß denn ich. Hat er bemerkt, dass von seinem Zeug etwas fehlt? Ich fummle es aus einem in seinen Rucksack eingenähten und überlappten Minibeutel, wenn er sich am Schluss mit Laufen

im schweren Sand verausgabt. Bis zur nächsten Runde nach einem Ausflug mit mir und einer schattigen Pause, wenn die Sonne alles wegschmilzt und Keile in den Kopf schlägt, bis man zu sabbern beginnt.

Da oben ist ein Fenster, eher 'n Witz. Da passt höchstens ein Zwergbeutelmarde hindurch. Wieso hat keiner mitgedacht, als sie es machten? Wolkenstürme, die Bretter knarren. Flüstern. Zischen. Tritt. Schläge. Jemand ist da. Dad? Dad ist nicht da. Oder er antwortet nicht, lässt mich schmoren wegen dieses Zeugs, weil er es herausgefunden hat. Was, wenn ein Spezialtrupp die Gegend evakuiert hat. Bevor das hier alles gleich kontaminiert sein wird. Und sie haben diese Menschen in ein künstliches Koma gelegt, so dass niemand weiß. Ein stillgelegtes, vergessenes Örtchen. Oder sind die beiden zurück, und haben meinem Dad was getan? Und machen 'ne Pause, bis sie. Da ist niemand mehr und wird niemals jemand sein. Nur ich, ohne Toilettenpapier und draußen nur kratziges, scharfkantiges Gras und Lederblattwerk. Ich will gut wie Bruce Pike aus diesem Surferbuch werden. Ich bin dreizehn. Ich bin nicht mal vierzehn. Nicht-mal-vierzeeeeeehn!

Von Manfred Klinkebiel

Und noch viel lauter: »Stoomaaaaooooomaaa!!!!« Es macht mir immer riesigen Spaß, Oma Ille aus dem zweiten Stock einfach laut herunterzurufen, anstatt auf die Klingel zu drücken. Oma weiß auch schon Bescheid: um Punkt halb zwei, wenn ich von der Schule komme, macht sie ihr Fenster weit auf, damit sie mich nicht verpasst, denn alte Leute hören ja nicht mehr so gut. Und Oma ist wirklich schon sehr alt!

Oma schaut kurz aus dem Fenster.

Eigentlich heißt meine Oma ja Sybille, aber alle nennen sie nur Ille. Das ist kurz und lustig und geht leicht und schnell über die Lippen. Sybille ist viel zu kompliziert: heißt es nun Sübille oder Sibülle oder Sibille oder gar Sübülle oder irgendwas dazwischen?

Immer, wenn ich Stomaoma nach der Schule zum Mittagessen besuche oder zum Spazierengehen abhole, muss sie erstmal ihr Störtchen in Ordnung bringen – voll umständlich, würde ich sagen. Ein Glück, dass ich einfach so aufs Klo gehen kann, wenn ich mal muss!

»Und das stört und stört und stört, verdammt nochmal!«, beklagt sich Stömchenö-mchen, wenn der Beutel wieder einmal ausgelaufen oder übergelaufen ist, was weiß ich. Jedenfalls musste sie schon zweimal mitten in der Nacht die gesamte Bettwäsche wech-seln! Wie Oma das aushält – keine Ahnung!

»Wie funktioniert das überhaupt, Oma? Pipi und Aa oder was, alles in diese Tüten? Darf ich mir das mal angucken? Was ist denn, wenn die voll sind, was machst du dann damit?«

»Au Kacke, Oma, das ist echt peinlich! Aber ich möchte mit dir auch einmal Eis essen gehen ... vielleicht lieber ohne Sahne? Ich pass auch auf dich auf, Omchen ... und wenn's daneben geht, macht das gar nichts – dann suchen wir eben wieder ein stilles Örtchen für Illes Störtchen!«

Von Stefan Schütz

mein stiller ort,
ist tief in meinem kopf
verborgen, ohne sorgen
blähen träume durch
die phantasie ... und dort
lauern die aufstandspläne
junger tage, die vorher-
gewussten katastrophen,
die eintraten, durch die tür
meiner unvernunft. tief
in diesem ort liegt meine
liebe zur naivität
vergraben wie eine
verordnete, psychiatrisch
unbehandelte hoffnung.

Milch

von Till Bender

Frau Meisner hatte sich etwas abseits gesetzt und beobachtete von ihrem Camping-Stuhl aus, aus dem Schatten ihres breitkrempigen Sonnenhutes, argwöhnisch jede Bewegung von Herrn Lorentz. Der dicke Österreicher stand bei seinem Geländewagen am Grill. Um den mächtigen Wanst des Mannes spannte sich eine alberne Schürze, auf seiner Motorhaube drängten sich dicht an dicht diverse Soßenfläschchen, Gewürzbüchsen, von den Fetzen der roh aufgerissenen Plastikverpackungen umwehte Stapel Einweg-Alu-Abtropfschalen und Pappteller und eine Edelstahlwanne, in der die letzten marinierten Fleischstücke darauf warteten, auf das Rost zu wandern.

Lorentz prüfte die Steaks, die über den Kohlen brutzelten, befand sie für gut, verteilte sie auf zwei Teller und ließ seinen Blick über die ungefähr zwanzig Mitglieder der Reisegruppe wandern. Schließlich winkte er einen zehn- oder elfjährigen Jungen zu sich her, der mit seiner Gabel müßig an der Rinde eines Baumstammes herumspielte. Er rief ihm ein fröhliches »Kein Grund, nach Maden zu suchen; hier gibt's noch ein ordentliches Stück für einen hungrigen Mann!« zu.

Frau Meisners Augen wurden schmal und die Knöchel ihrer Hand, mit der sie die Armlehne umfasste, weiß.

Der Junge nahm einen der Teller entgegen, bedankte sich höflich und wandte sich wieder zum Gehen. Dabei stieß er so unglücklich gegen die Wanne, dass sie fast vom Wagen rutschte. Lorentz bekam sie im letzten Moment zu fassen, allerdings schwappte kein kleiner Anteil der Marinade heraus und ergoss sich über Hose und Schuhe des Kindes.

Erschrocken stammelte der Junge eine Entschuldigung, und Lorentz beeilte sich lachend, ihm zu versichern, dass das doch überhaupt kein Drama sei, glücklicherweise kenne er das Rezept und könne jederzeit mehr machen. Er hockte sich hin, zog ein kariertes Küchenhandtuch von seinem Gürtel und machte sich daran, damit die schlimmsten Flecken abzutupfen und abzureiben. Da wurde das Kind plötzlich so heftig von ihm weggezerrt, dass es einen kleinen Satz machte und beinahe gestürzt wäre. Über ihm stand die keuchende Frau Meisner.

»Entschuldigen Sie, danke, das mache ich schon«, schnappte sie hektisch. Ihren Sohn hinter sich herziehend eilte sie davon, schimpfte gepresst: »Meine Güte, Matthias, was habe ich dir gesagt!?!« und verschwand mit ihm im Wohnwagen. Die Tür schlug so laut zu, dass Herr Meisner sicher war, noch nie so unsanft aus dem Mittagsschlaf gerissen worden zu sein.

Durch die Gardinen spähte sie noch einmal zu Lorentz hinüber. Der befüllte wieder den Grill, als sei nichts gewesen.

Zu seinen Füßen schleckte der halbblinde humpelnde Dackel des alten Ehepaars Madsen aus Dänemark verzückt Marinade vom Boden.

Herr und Frau Meisner waren ausgesprochen vernünftige, lebenspraktische Leute, die keinerlei Verständnis dafür aufbrachten, wenn jemand eine Gelegenheit ausließ, mit minimalem Aufwand sein Leben zu erleichtern, sicherer zu machen, – sein Leben zu verbessern. Frau Meisner hatte von Anfang Mai bis Ende August stets eine mit gefrorenem Kaffee gefüllte Silikon-Eiswürfelbox im Tiefkühlfach, damit der Eiskaffee, den beide im Sommer gerne tranken, nicht immer gegen das letzte Viertel hin mehr und mehr verwässerte, und in ihrer ganzen Wohnung gab es kein einziges Kabel, das nicht auf einem an geeigneter Stelle befestigten Aufkleber die Geräte oder Dosen auswies, die es miteinander verband.

Beide schätzten diese praktische Seite aneinander sehr; um so schwerer fiel es ihnen, des anderen Haltung zur Wahrsagerei zu begreifen. Wo Herr Meisner reinen Aberglauben

sah, einen Spuk, um dessen Wirksamkeit es nicht mal eine erkennbare wissenschaftliche Kontroverse gab, sah Frau Meisner ein uraltes Feld, von dem lediglich eines nachgewiesen war, dass es nämlich unter anderem bevölkert wurde von Scharlatanen und Verwirrten. Das war ihr allerdings noch längst kein ausreichender Beweis dafür, dass niemand auf diesem Feld können konnte, was er möglicherweise zu können behauptete. Und wenn auch nur die Möglichkeit bestand, dass jemand einem Hinweise zu möglichen Folgen anstehender Entscheidungen geben könnte, auf die man selbst keinerlei Zugriff hat, war man dann nicht geradezu verpflichtet, solche Informationen einzuholen? Mit aller gebotenen Vorsicht freilich, anfangs mit vernünftiger Skepsis. Aber wenn man Leute kannte, die einem glaubhaft versicherten, dass sie schon mehrfach von einschlägigen Besuchen bei einer bestimmten Person profitiert hatten, wenn man schließlich selber ein paarmal dagewesen war und die Konsultationen immer als wertvolle Hilfe bei eigenen Entscheidungsfindungen erlebt hatte ...

Und so machte Frau Meisner, wann immer sie etwas auf sich zukommen sah, das außerhalb des vertrauten, soliden Gerüsts alltäglicher Abläufe lag und in ihren Augen ausreichend Spielraum für glückliches oder weniger glückliches Gelingen ließ, einen Termin mit Frau Hufschmidt. Außerdem meldete sie sich für eine Stunde vorher oder nachher bei einem Friseur-Geschäft an, das eine Querstraße weiter lag, und sagte zu ihrem Mann: »Ich bin heute beim Friseur«.

Bei Karin Hufschmidt gab es kein Madame-so-und-so, keine Kopftücher und keine goldenen Kreolen. Ihre Wohnung roch nach Raumerfrischer statt nach Räucherstäbchen, und überhaupt beinhalteten ihr Gebaren und ihre Garderobe so viel Mystisches wie die einer Teilzeitkraft einer Buchhandlungskette. Sie verlangte ein sehr moderates Honorar, das allerdings war in jedem Fall zu zahlen und nicht etwa an irgendeine Art von Erfolg geknüpft. Erfolg sei schließlich, wie Frau Hufschmidt Frau Meisner zu Beginn ihrer ersten Sitzung erklärt hatte, so gut wie unmessbar, und außerdem lasse sie sich nicht die Entscheidungen ihrer Klienten bezahlen, sondern nur, dass sie ihnen möglichst genau erzählte, was sie sah. Frau Meisner fand das sehr plausibel, ihr Mann hatte es, als sie ihm noch von ihren Besuchen erzählt hatte, sehr clever genannt.

Ihre letzte Begegnung hatte genauso begonnen, wie alle vorherigen auch: Sie hatten sich einander gegenüber an den Esstisch in dem hellen Wohnzimmer gesetzt. Dann hatte Frau Meisner zu erzählen begonnen – von dem geplanten Urlaub, der dreiwöchigen Familien-Abenteuerreise, deren zentraler Bestandteil eine mehrtägige geführte Off-Road-Tour für bis zu acht Fahrzeuge sein würde, Wohnmobile, Wohnwagen, Zelte, so eine Art Expeditionsskarawane durch unwegsames Gelände. Sie nannte die genauen Daten und Orte. Dabei doodelte sie wie gewöhnlich mit einem satten schwarzen Filzstift auf dem bereitgelegten A3-Zeichenblock vor sich hin. Wenn sie das Gefühl hatte, einen Teil des Blattes mit meist abstrakten Mustern, die so frei wie irgend möglich von selbst entstehen sollten, »fertig« zu haben, drehte sie den Block zu Frau Hufschmidt herum, die dann beim Zuhören das Bild fortsetzte. Das ging so mehrmals hin und her. Nach zwanzig Minuten hatte Frau Meisner auserzählt, und das Doodle wurde für abgeschlossen erklärt.

Auch die nächste Phase war ihr schon vertraut. Frau Hufschmidt stand vom Tisch auf, schaltete den Fernseher ein und holte sich etwas zum Schauen aus ihrem Materialschränk. Da gab es Säckchen mit den verschiedensten Samen und Kernen, die auf einem weißen Tuch zusammengeschüttet und durcheinandergewischt wurden, mehrere Memory-Decks und Tarotkarten ... – alles, was im weitesten Sinne kaleidoskopisch genutzt werden

konnte. Dann vertiefte sich Frau Hufschmidt in die entstandenen Bilder und sah Dinge. Das Fernsehen war dazu da, ihren wachbewussten Geist aus dem Weg zu bekommen. An jenem Tag hatte sie einen flachen Teller bodenbedeckend mit Milch gefüllt, an mehreren Stellen bunte Lebensmittelfarbe hineingeträufelt und schließlich ein mit Geschirrspülmittel getränktes Wattestäbchen senkrecht in die Flüssigkeit gehalten. Das ließ die vormals ruhig daliegenden Farbinseln jäh in weiten Bögen und unter der Oberfläche rollenden Wellen wie wild ineinanderwogen. Frau Meisner war von dem Schauspiel so gefesselt, dass ihr zunächst entging, wie Frau Hufschmidt leise aus der Fassung geriet. Doch als mehrere Milchteller, die Samen, die Karten, Eisenspäne, Silberkettchen auf schwarzem Samt und immer wieder das Doodle zur Anwendung gekommen waren und Frau Meisner in ein sorgenvolles Gesicht geschaut und viel unterdrücktes Kopfschütteln gesehen hatte, war ihr längst klar, dass da etwas Ungemütliches kommen würde. Frau Hufschmidt machte mehrere Anläufe und redete in komplizierten vagen Formulierungen herum. In geraffter Form sagte sie: »Ich sehe etwas Schlimmes; eine unrechte Überschreitung, etwas Falsches, das gemacht wird, weil jemand nicht anders kann. Jemand ist zu schwach, das Falsche nicht zu tun. In der Mitte von allem steht ein Kind. Ich glaube, es ist Ihr Sohn. Und dann ist da noch etwas, das ich nicht verstehe ... – da sind Gänse. Vögel sehe ich, ich glaube es sind Gänse. Aber es sind eigentlich nicht die Tiere, um die es geht. Sie scheinen für irgendetwas anderes zu stehen, vielleicht für das Fliegen an sich oder das Ziehen in einer Gruppe, ich kann es nicht näher sagen. Ich kann nur sagen: Wenn Sie auf diese Reise gehen, geben Sie gut auf Ihren Jungen acht.«

Frau Meisner wünschte längst, sie wären nicht gefahren. Seit Tagen sah sie überall nur noch maskierte Monster und verborgene Abgründe. Die Szene am Grill hatte ihr den Rest gegeben. Glaubte sie. Die Katastrophe brach lautlos am nächsten Morgen über sie herein. Als im Wohnwagen der Meisners der Wecker klingelte, war Matthias verschwunden. Herr Meisner war höchst beunruhigt, in Frau Meisner war sofort die schiere Panik explodiert. Sie rannte zu Lorentz' Wohnwagen hinüber, riss ohne anzuklopfen die Tür auf und nahm hier den nächsten Schlag hin. Der Wagen war leer, auch Lorentz war nirgendwo im Camp zu finden. Frau Meisner hatte den einheimischen Reiseleiter am Hemd gepackt und schrie nach der Polizei, nach Hubschraubern, nach dem deutschen Konsulat. Der Mann versicherte ihr, man werde natürlich alles tun, den Jungen so schnell wie möglich zu finden, es gebe Notfallpläne für solche Fälle, aber noch sei doch wirklich überhaupt nicht klar, ob man es mit einer echten Krise zu tun habe. Er schlug vor, alle Erwachsenen der Gruppe sollten zunächst systematisch die Gegend um das Camp herum absuchen und dabei laut Matthias' und Lorentz' Namen rufen, dabei aber aufpassen, dass sie sich nicht selber verirren – sie befänden sich in einer walddreichen, karstigen Gebirgsgegend, in deren bizarren Formationen man leicht die Orientierung verlieren könne.

Die Suche begann umgehend, im Camp zurück blieben lediglich die Madsens, die für so etwas nicht gut genug zu Fuß waren, drei Kinder, und Frau Meisner konnte überredet werden, auch zu bleiben, nicht zuletzt für den Fall, dass ihr Sohn von selbst zurückkommen sollte.

Nach einer end- und ergebnislosen Stunde war alle Kraft aus Frau Meisner gewichen. Sie war zu Boden gesunken und lag auf dem Rücken im Gras. Die Angst hatte ihr Hirn leer-gefeßt. Sie starrte in die Wolken – und sah dort einen Hund. Einen Dackel. Einen Dackel, der Marinade mochte. Marinade, die an den Schuhen ihres Sohnes klebte.

Das kam ganz von selbst.

Keine Minute später stand sie mit dem Hund der Madsens an der Leine vor Lorentz'

Grill. Als sie mit ihm von dort auf ihren Wohnwagen zuing und das Tier nach ein paar Schritten mit der Nase am Boden ihr voraushinkte, lachte sie laut auf.

An den Weg, auf dem sie von der Wohnwagentür weg durch die Wildnis dem Dackel hinterherstolperte, erinnerte sich Frau Meisner später nicht mehr. Wohl aber an die Stelle, an der das Tier ein paar hundert Meter weiter oben in den Bergen, wo kaum Bäume wuchsen, auf die Felsengrotte zusteuerte. »Oh mein Gott, oh mein Gott, oh mein Gott«, hatte sie dort voll banger Erwartungen gestöhnt, und ihr war übel geworden, aber kaum hatte der Hund das Halbdunkel hinter dem Eingang zu der kleinen Höhle erreicht, witterte er auch schon den Verlauf der Duftspur zurück nach draußen und setzte seine Verfolgung im Freien fort.

Ein paar Minuten später rannte sie fast in ihren Sohn hinein. Der hatte sich müde in eine Mulde im Boden gekauert und war sehr froh, seine Mutter zu sehen. Dass der alte Hund ihm die Schuhe ableckte, fand er allerdings ziemlich eklig.

Früh morgens hatte er den Wohnwagen verlassen, erzählte er, um draußen am Rand des Camps Entdecker zu spielen. Als er sich gerade mit seiner Entdeckertasche in die Büsche schlagen wollte, hatte er bemerkt, dass Herr Lorentz auch schon wach war und ihn von seinem Fenster aus zurückwinkte. Er wollte aber lieber spielen und Herr Lorentz hatte ihm gar nichts zu sagen, und da war er einfach ein Stück in den Wald gelaufen. Als er merkte, wie Herr Lorentz kurz darauf hinter ihm herkam, fand er es cool, einen Erwachsenen abhängen zu können, und rannte noch ein Stück weiter. Und dann hatte er sich irgendwie in der Richtung geirrt und sich verlaufen.

Der Hund fand auch den Rückweg ohne Probleme und im Camp wurde gefeiert: der Dackel für seine heldenhafte Spürnase, Frau Meisner für ihre clevere Idee, Matthias für seine Rückkehr. Herrn Lorentz hatten sie auch wiedergefunden. Der hatte am Morgen beobachtet, wie der nette Meisner-Junge alleine in den Wald laufen wollte, und war ihm besorgt hinterher, um ihn zurückzuhalten. Und dann hatte er sich irgendwie in der Richtung geirrt und sich verlaufen.

In den folgenden Tagen fand Herr Lorentz, dass Frau Meisner mittlerweile ein ganzes Stück lockerer geworden war. Tut manchen Leuten unter Umständen ganz gut, so ein kleiner Schreck, dachte er bei sich.

Und Matthias legte für den Rest des Urlaubs seine Entdeckertasche nicht mehr ab.

*

Er war ein alter Mann, ein Eremit und Asket, und er hatte schon lange sein Ende herannahen gespürt. Er hatte sich immer für einen guten Wächter gehalten, der diesen heiligen Ort und die ihm anvertrauten Heiligtümer seiner Leute immer gut beschützt hat. Allerdings war auch nie jemand gekommen, vor dem er sie hätte beschützen müssen, ganz ehrlich. Bis heute.

Immerhin – alle seine Leute waren längst gegangen, dachte er noch, als er auf dem kalten Boden lag und es um ihn herum in der dunklen Höhle immer dunkler wurde, und vielleicht habe ich gar nicht versagt, sondern meine Aufgabe zu einem Ende geführt, mit dem keiner gerechnet hat. Der alte Mann fand den Gedanken tröstlich.

Als die Frau, der Hund und der Dieb zum zweiten Mal an der Höhle vorbeikamen, hörte er nichts mehr.

Von Nicola Quafß

es gibt einen ort irgendwo –
dort treibt die sonne im meer –
dort werfen palmen spitze schatten und
schält sich der rücken –
entzündet vom licht –

an einem ort irgendwo
finden wir uns wieder –
die braunen halse der möwen –
flüchtlingsaugen –
entlaufene –
kummerdurchblasene gischt –

ein kind baut eine burg –
jemand träumt –
im windwarmen gras –
putzt die katze ihr heißes gesicht –
weiter draußen –
auf wellenkrausem blau –
spaltet ein windtuch das meer –

es gibt einen ort irgendwo –
dort sehen wir uns wieder –
verbrannte füße –
münder voller fern gereister wörter –
winterhände –
fiebrige –
gelbe luft –

es muss einen ort geben –
an dem es stiller ist als licht –

Neon und Schmutz

Von Tim Seidel

Donnernde Schläge bringen seine Welt ins Wanken. Wände aus hellgrauem Plastik drohen, über ihm zusammenzustürzen, dergestalt, dass die Tür, auf die die Hiebe niedergehen, aus den Angeln bricht und die gegenüberstehenden Wände gegen ihre gemeinsame Mitte niederstürzen, wo er auf nasskalten Fliesen liegt und apathisch auf das winzige Türschloss starrt, das unter den Hieben ächzt. Eine unverständliche Stimme schleudert Laute in seine noch vor kurzem heile Welt. Laute, die keinen Sinn ergeben, Satzbrocken aus einem Stimmgewirr, die ihm gelten und wie Steine seinen Kopf treffen. Seine Hände suchen vergeblich Halt in dem hoffnungslosen Schlund, dessen Beute er geworden ist. Über allem glüht das unerträgliche Weiß einer Neonlampe und leuchtet unerbittlich die schmutzige Wirklichkeit in seinem ein mal ein Meter großem Verlies aus. Dazu drückt ein entfernter Bass rhythmisch feuchte Luft durch die verwinkelten Katakomben.

Er wälzt sich auf die Seite, umklammert die weiße Keramikschüssel und mustert den zweiten Ausweg dieser Hölle. – Wie ruhig das Wasser darinnen steht. – Er gerät ins Träumen, über das Wasser, über Stille und Tiefe. Schlagartig gleitet er vom Rand der glatten Skulptur, seine linke Schläfe schmettert hart gegen die Kante und die abgerutschte Hand findet neuen Halt in einer nass-warmen Masse auf den Fliesen. Der Aufprall verschafft ihm Bewusstsein: Die warme, dunkle Masse ist Erbrochenes. Ihre erschreckend angenehme Wärme lässt den wiederum beruhigenden Schluss zu, dass es seine eigne sein muss. Der Aufprall verursacht keinerlei Schmerz, wohingegen nun ebenfalls von seiner Schläfe eine gewisse Wärme ausgeht und sich bis zu seinem Kinn zieht. Rote Tupfen sprenkeln rasch das innere des Keramikbeckens und trüben das stille, tiefe Wasser. Er streicht den stinkenden Brei am Hemd ab und wischt sich Blut aus dem Augenwinkel. Anschließend gleitet er zurück auf die Position, aus der er erwachte.

Dorthin zurückgekehrt thront der grässliche Neonteufel wieder oben und quält ihn mit all seiner grellen Macht. Angst und Schrecken machen seine Augen weit und treiben seinen pochenden Herzschlag bis in den Hals. Regungslos verfolgt er, wie sich die strahlende Schlange an der Decke windet, bereit, sich jederzeit auf ihn niederzustürzen. Echos hallen durch die sauer schmeckende Luft. Gelächter bricht sporadisch los und fällt aus einer anderen Richtung mit ein. Sein Blick fällt auf die wilden Schmierereien, eingeritzten Initialen, Brandstellen und Aufkleber der Wände. Bei einer Nummer, die mit schwarzem Edding unter einer vulgären Offerte geschrieben war, hält er inne. Er starrt auf die drei krakeligen Zeilen und staunt über die dort angepriesenen Attribute eines weiblichen Intimbereichs.

Er stutzt; wie unangenehm wäre es, versehentlich die Damentoilette aufgesucht zu haben. Mit dieser Ungewissheit könnte er unmöglich weiterleben. Auf Knien wirft er sich verzweifelt gegen die Tür, hält sich an der Klinke fest und dreht am Schloss, in der Hoffnung, draußen das Interieur einer Herrentoilette zu erkennen. Die Tür schwingt auf und zieht ihn, der sich immer noch an der Klinke festklammert, zurück in das Innere der Kabine. Wie eine mächtige Zunge befördert die Tür ihn wieder zurück in sein Schicksal: in den grauen stinkenden Schlund, zwischen das mit Blut und Kotze beschmierte neongraue Gebiss dieser Bestie. Die Tür ist offen, aber er liegt nun auf dem Rücken und blinzelt erneut ins Neonlicht.

Plötzlich schmeckt er Blut. Es schießt aus seiner Unterlippe, auf die er gebissen haben musste, als die Tür ihn zurückwarf. Das Blut verdrängt den sauren Geschmack in seinem Mund und er schluckt dankbar. Sein Hemdkragen saugt sich indessen immer weiter dunkelrot. Ein letzter Blick auf das obszöne Angebot an der Wand, nun bewegt er sich in Richtung Ausgang und nähert sich dem Raum, wo noch weitere Neonlampen auf ihn niederbrennen, eine von ihnen blitzt unaufhörlich, ohne jede Regelmäßigkeit. Er kneift

ein Auge zusammen, in das die Anstrengung Blut fließen ließ. Dort an der Wand vor ihm in Reih und Glied hängen die Becken an der Wand, die keinen Zweifel daran lassen, wo er sich befindet.

Er erreicht den Ausgang, dahinter die lindernde Dunkelheit. Es war jemand un bemerkt neben ihn getreten, der ihm un stet ins Gesicht schaut, immer weiter starrt, dem das halbe Gesicht blutüberströmt und auch das graue Hemd auf der Brust zur Hälfte tiefrot gefärbt war. Auf den Ärmeln, halb hochgekrempelt, klebt eine andere Farbe. – Er ist es selbst! Nun erkennt er erst den großen Spiegel über den Waschbecken.

Da schießt es ihm durch den Kopf, wie das Zucken des flackernden Neonlichts hinter ihm: der Drink! Er konnte ihn unmöglich zurücklassen. Nicht dort! Auf zwei Beinen, aber keineswegs aufrecht, steuert er zurück über die glatten Kacheln. Da! Ein dreckiges Glas, kaum ein großer Schluck war noch darin. Er greift danach und verliert das Gleichgewicht, dergestalt, dass die greifende Hand auf das Glas gestützt, das Gefäß wie nichts zusammendrückt und sich mit dem Gewicht seines niederstürzenden Körpers unzählige Scherben in Hand und Unterarm treiben. Tränen steigen ihm in die Augen; nicht von Schmerzen, sondern weil ihn abermals beißend-weißes Neon überströmt. Der Fall hatte ihn wieder in die Ecke geworfen, aus der er sich zu befreien versuchte; doch ihm ist angenehm zumute, leicht wirr und etwas müde. Das Eis musste schon geschmolzen sein, der Drink hatte eine merkwürdige Wärme angenommen, die nun selbst die kalten Fliesen unter seinem Arm erwärmt. Die Tür ist hinter seinem Sturz zugeschlagen. Er liegt flach auf dem Boden, die Wange auf den Fliesen und in den Fugen rinnt es langsam, dunkelrot in alle Ecken der grauen Kabine und unter den Wänden hinweg.

Das nächste hEFt erscheint am 19. Dezember 2014

Offene Redaktion: 29. Oktober

hEFt-reliert: 19. Dezember

Redaktions- und Anzeigenschluss: 21. November

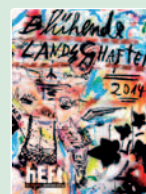
Kontakt: redaktion@heft-online.de

Thema: Geschmacksverstärker

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Geschmacksverstärker«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

hEFte zum Herunterladen
unter www.heft-online.de



hEFt zum Mitnehmen

Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tikolor, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Comic Atac, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, KLANGGERÜST, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Speicher, Stadtgarten, Engelsburg, Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang, Zuckerdose // **Altenburg** Paul-Gustavus-Haus // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Rudolstadt** saalgärten // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Weimar** ACC, mon ami

Autor/innenverzeichnis

JESSY ASMUS, 1987, B.F.A., derzeit Masterstudium in Weimar, www.dieschwarzegans.tumblr.com // ROLAND BÄRWINKEL, Schriftsteller, Bibliothekar an der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek Weimar // TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // KATHARINA BENDIXEN, Jg. 1981, studierte Buchwissenschaft und Hispanistik in Leipzig und Alicante und lebt als freie Autorin in Leipzig // ANNE BÜTTNER ist älter als sie aussieht, schreibt und atmet gern (am liebsten zeitgleich) // JÖRG ENGELMANN, Jg. 1982, ist glücklich und zufrieden, als übersättigter Wessi im kargen Osten angekommen zu sein // JONIS HARTMANN, aufgewachsen im Ruhrgebiet und in Hamburg. Studium der Architektur in Weimar, Rom und Kassel, anschließend Dissertation. Veröffentlichungen in Zeitschriften // REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur u.a. bei Radio Funkwerk, Erfurt // ANDREAS KEHRER, studierte in Erfurt Literaturwissenschaft und ist seit zwei Jahren als Journalist bei Radio FREI tätig. Seit April schreibt er außerdem für das Online-Projekt Local Times Erfurt. // MANFRED KLINKEBIEL, Jg. 1954, lebt in Erfurt, www.jopapa.de // CAROLIN KRAHL, Literatur- und Bildwissenschaftlerin, lebt und arbeitet als Autorin und Fotografin in und zwischen Leipzig, Jena und Dresden // PETER LAUENSTEINER, Erfurt // JULIA NEUENDORF lebt zur Zeit in der Nähe von Napoli und bereitet sich auf die Inszenierung ihres Theaterstückes »Agrippina« im Januar in Berlin vor. // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // NICOLA QUASS, Jg. 1974, geboren in Wetzlar, lebt in Düsseldorf, zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien // JULIA REINHARD, Jg. 1980, Leipzig und Erfurt // ALMUTH RICHTER, Erfurt // STEFAN SCHÜTZ, Jg. 1964, Lyriker, lebt in Erfurt // TIM SEIDEL, Jg. 1991, geboren in Meißen, Germanist, 2014 in Erfurt am Leben // ANDREAS THURM, lebt und arbeitet in Leipzig und fotografiert seit über 20 Jahren alles, was ihn interessiert. // NILS UNBEHAUEN, Jg. 87, gelegentlichsschreibender Dachdecker aus Dachwig // JOHN WEIDE, viel aufm Herzen. Nix aufm Kasten // SEBASTIAN WEISE, 38, lebt und arbeitet und wurde an einem Heiligabend in Sondershausen geboren. Seit neunundzwanzig Jahren schaut er Lindenstraße, seit dreißig Jahren beschäftigt er sich mit Fotografie und er grüßt Tante Edda und Onkel Erich. // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter // KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, Erfurt



Jessy Adams